Die Schelde, Belgiens Schicksalsstrom

Hampe


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF PENNSYLVANIA

DER BELFRIED

EINE MONATSSCHRIFT
FÜR GEGENWART UND GESCHICHTE DER BELGISCHEN LANDE

INHALT

AUFSÄTZE

GLOSSEN

Einzelheft 1 Mark · Preis des Jahrgangs 10 Mark



INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

1. Jahrgang · 1. Heft

Juli 1916

DER BELFRIED

EINE MONATSSCHRIFT FÜR GEGENWART UND GESCHICHTE DER BELGISCHEN LANDE

Inhalt des ersten Heftes:

Titelbild: Kaiser Karl der Fünfte von Gossart.

AUFSÄTZE

GLOSSEN

CHRONIK DER ZEITSCHRIFTEN

BÜCHER ÜBER BELGIEN

Der Belfried erscheint monatlich. — Preis des Jahrgangs 10 Mark, einzelne Hefte 1 Mark. — Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung an den Insel-Verlag, Leipzig, Kurzestraße 7, erbeten.

Der Belfried ist Verbandsorgan der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Belgien.

DIE SCHELDE, BELGIENS SCHICKSALSSTROM

VON KARL HAMPE

Die Schelde ist in sehr viel höherem Maße Belgiens Schicksalsstrom, als etwa der Rhein derjenige Deutschlands. Sie umspannt mit ihrem Netz von Nebenflüssen und Kanälen die gesamten flämischen Provinzen und dazu noch die wichtigste wallonische Provinz Hennegau. Indem sie als der westlichste der zur Nordsee fließenden Ströme ihr Mündungsgebiet der britischen Insel entgegenstreckt, erscheint sie als eine natürliche Ein- und Ausfahrtsstraße Mitteleuropas, und nur das hat Belgien seine eigenartige internationale Bedeutung gegeben. Nicht um die Maas haben sich die älteren Niederlande als halbselbständige Herrschaftsgebiete kristallisiert, sondern um die Schelde; denn nur die Grenzlage zwischen Frankreich und Deutschland bot ihnen dazu die Möglichkeit, und Grenzstrom war die Schelde.

Mit ihr ist aller Glanz und alles Verhängnis der älteren südniederländischen Geschichte auf das innigste verbunden: die Tage arbeitsamen Emporsteigens, sagenreicher Weltgeltung und wundersamer Kulturblüte von Brügge, Gent und Antwerpen, aber auch die Zeiten der Spaltung, des Erstarrens und Verfalls. Denn als die Geusen, der spanischen Landmacht nicht gewachsen, die Inseln und Überschwemmungsgebiete des Nordens zu einer gewaltigen, uneinnehmbaren Wasserfestung gestalteten, da haben sie schon 1572 mit Vlissingen den beherrschenden Punkt an der Mündung der Westschelde besetzt, haben nach der Abtrennung der protestantischen Nordprovinzen unter Führung von Holland und Seeland (1578) den Scheldeausgang nach dem Meere hin versperrt und mit der Gewinnung des Brügger Hafens Sluis (1604) die Blockade auch auf das Südufer der Westschelde und die westlichere Seeküste ausgedehnt. Seitdem war es Grundsatz, daß der Seeverkehr der spanisch verbliebenen Niederlande völlig unterbunden werden müsse, damit der holländische Handel sich um so großartiger entfalten könne. Die Blockade, die in dem langen Kriege eine berechtigte Zwangsmaßregel gewesen war, wurde durch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens (1648) und des Barrierentraktates mit Holland (1715) verewigt; die Scheldemündungen blieben mit Seeflandern in holländischer Hand und alle flämischen Häfen gesperrt. Neben dem starren und unduldsamen Festhalten an dem alten Glauben, das alle zukunftsfreudigen Kräfte der Bevölkerung ins Ausland trieb, hat diese dauernde Blockade

bekanntlich in erster Linie das lange Dahinsiechen und die nur ganz allmähliche binnenländische Erholung der spanischen, später österreichischen Niederlande verschuldet.

Und mehr als das. Die Frage der Scheldefreiheit stellte sich auch in Zeiten, in denen sich der konfessionelle Gegensatz abzustumpfen begann, jeder freundlichen Wiederannäherung der südlichen an die nördlichen Niederlande hemmend entgegen. Das war es, was noch in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts Charles De Coster auf das schmerzlichste empfand. In den patriotischen Phantasien, mit denen er seinen Tyll Ulenspiegel abschloß, brachte er es zum Ausdruck, das Sehnen nach jenem Gürtel, der Nord und Süd aufs neue umspannen sollte, nach jenem Bündnis von Blut und Tod, — aber „wäre nicht die Schelde!" ließ er die Geister hohnlachend hinzufügen. Das galt, wie wir sehen werden, noch für seine Zeit und gilt für die unsrige, obgleich das schlimmste Hemmnis seit den Tagen der großen Französischen Revolution beseitigt ist.

Schon zweimal im achtzehnten Jahrhundert hatten einsichtige österreichische Fürsten aus der aufgezwungenen binnenländischen Enge herausgestrebt: zuerst Karl VI., der mit seiner Handelskompanie von Ostende die Scheldesperre zu umgehen suchte, aber sein Unternehmen für die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion durch England und Holland notgedrungen preisgab; dann stürmischer Josef II., der unter offner Verletzung des verbrieften Rechtes die Scheldefreiheit erzwingen wollte und die Dinge bis hart an den Rand eines Krieges mit Holland trieb, aber in dem von Frankreich vermittelten Vertrag von Fontainebleau (1785) nur die Anerkennung und Sicherung seiner Souveränitätsrechte auf dem Flusse bis zur holländischen Grenze, nicht die Durchbrechung der Mündungssperre erreichte. Nun verkündete (1792) die französische Nationalversammlung auf Grund des Naturrechts die Befreiung der Schelde als eines internationalen Flusses von allen veralteten Hemmungen und Hindernissen, denn der Lauf eines solchen Stromes sei das gemeinsame und unveräußerliche Eigentum aller seiner Anliegerstaaten. Bald erzwangen die siegreichen französischen Bataillone diesem Grundsatz im Haager Vertrage (1795) die Anerkennung von seiten der neuen batavischen Republik.

Sofort traten die belgischen Lande wieder in den Mittelpunkt der Weltereignisse. Hatte England seit einem Jahrhundert dem Vordringen Frankreichs, der damals bedeutendsten europäischen Festlandsmacht, gegen die Niederlande zähen und erfolgreichen Widerstand geleistet, so trat jetzt die Gefahr einer französischen Festsetzung an der Scheldemündung auf das bedrohlichste hervor. Der jüngere Pitt erkannte sie und griff in den Weltkrieg ein, ohne daß er zunächst die Einverleibung des österreichischen Belgiens in Frankreich hätte hindern können (1795/97); aber das ganze weitere Ringen der napoleonischen Weltmacht mit dem englischen Seestaat blieb nicht zum wenigsten ein Kampf um die Scheldemündung, um Antwerpen, das Napoleon zum gewaltigsten Kriegshafen, zu einer „gegen das Herz Englands gerichteten geladenen Pistole" auszugestalten trachtete und bis zuletzt unerschütterlich festhielt, das anderseits England durch seine Unternehmung nach der Insel Walcheren an der Scheldemündung zu überrumpeln hoffte und um keinen Preis beim Friedensschluß in französischen Händen gelassen hätte.

Bei der Neuordnung der europäischen Verhältnisse auf dem Wiener Kongreß erforderte es daher das britische Interesse, Antwerpen und die Scheldemündung dem Einflusse jeder festländischen Großmacht zu entrücken, die alten österreichischen Besitzansprüche daher auszuschalten und erneuten Gelüsten Frankreichs rechtzeitig einen Riegel vorzuschieben. Dem entsprach die Errichtung des Königreichs der Vereinigten Niederlande unter dem Oranier Wilhelm I. Mit der britischen Macht im Hintergrunde erschien es als genügendes Bollwerk gegen Frankreich. Natürlich konnte die Scheldesperre, die die Blockade der einen Landeshälfte durch die andre bedeutet haben würde, nun nicht erneuert werden. Auch hatten sich die freieren Anschauungen der Französischen Revolution über internationale Ströme inzwischen siegreich durchgesetzt und wurden unter dem Einfluß Wilhelms von Humboldt in der Wiener Kongreßakte von 1815 zu allgemeinen Grundsätzen geformt, die für die entsprechenden Einzelverträge der Mächte bestimmend sein sollten. Indessen waren sie doch nur bestimmt, die friedliche Handelsschiffahrt sicherzustellen, und das mußte auf der Schelde auch dem englischen Ausfuhrhandel zugute kommen, während eine allzu selbsttätige Anteilnahme der Belgier am Seehandel vermutlich doch durch die holländische Mitbewerbung niedergehalten werden würde. Eine neue kriegerische Bedrohung Englands von dorther aber wurde dadurch für alle Zeiten zu verhindern gesucht, daß durch internationale Festsetzung Antwerpen in Zukunft ausschließlich Handelshafen sein sollte.

Für die Schöpfung des Jahres 1815 scheinen die höhnenden Worte der Geister zu Tyll Ulenspiegel nicht anwendbar. Die Schelde, die vor allem andern das englische Interesse wachgerufen hatte, war diesmal nicht von trennender, sondern von vereinigender Wirkung gewesen, und man hätte sie damals für jenen Gürtel halten müssen, der Nord und Süd dauernd miteinander verknüpft hätte, für den „trait d'union", wie sie ein holländischer General einmal genannt hat. Indessen, das Königreich der Vereinigten Niederlande war doch nur eine kurze Episode. Es stellte ja auch weniger einen freien Bund Gleichstehender dar, als eine Einverleibung des Südens in den Norden. Dagegen lehnte sich Belgien 1830 auf. Überdies war auch England nicht ganz auf seine Rechnung gekommen. Wohl behielt es Ceylon und Kapland, jene alten holländischen Kolonien, für die Belgien eine Art Entschädigung hatte darstellen sollen, sicher in seiner Tasche. Aber die auf den fördernden Antrieb König Wilhelms I. bedeutend einsetzende industrielle Entwicklung Belgiens mußte dem englischen Mitbewerber Besorgnisse wecken; die Hinneigung des Oraniers zu den Ostmächten war überdies unverkennbar und die niederländische Kriegsmacht doch nicht stark genug, um ohne fremden Rückhalt ein hinlänglich sicheres Bollwerk gegen Frankreich abzugeben.

Aus solchen Erwägungen kam man auf der Londoner Konferenz zu einer neuen Lösung: der moderne belgische Kleinstaat, wieder abgetrennt von Holland, konnte als Stoßkissen, so meinte man, dieselben Dienste leisten wie das vereinigte Königreich, sofern nur seine dauernde Neutralität durch die Garantie der fünf Großmächte gestützt wurde, aber es war in seiner Schwäche auf die Gunst Englands, das an seiner Unabhängigkeit ja am stärksten interessiert war, in viel höherem Maße angewiesen, als letzthin die gesamten Niederlande.

Von dem Augenblick der Trennung an begann die Scheldefrage wieder eine gewichtige Rolle in den Beziehungen des Nordens zu dem Süden zu spielen. König Wilhelm I. hatte 1830 sofort die alte Handelssperre gegen die aufständischen belgischen Lande erneuert, wurde aber von der Londoner Konferenz bald zu ihrer Aufhebung gezwungen. Nach dem Schwebezustand der dreißiger Jahre wurden dann im Vertrag von 1839 Rechtsverhältnisse geschaffen, die zwar erträglich waren und eine gedeihliche Entwicklung des Scheldeverkehrs im Frieden ermöglichten, die aber doch weit davon entfernt waren, dauernd zu befriedigen, und die noch nach wesentlichen Verbesserungen genug trennende Momente zwischen den beiden stammverwandten Ländern in sich bargen. Die Grundsätze der Wiener Kongreßakte wurden ausdrücklich auf die Schelde angewandt, die freie Handelsschiffahrt gesichert. Holland mußte sich auch insofern eine Einschränkung seiner Souveränität gefallen lassen, als die Aufsicht über den Strom von Antwerpen bis zum Meere einer gemischten Kommission übertragen wurde, die über die Erhaltung der Fahrrinne, Bakenlegung und Lotsendienst zu befinden hatte, und weitere Vereinbarungen wurden geschlossen, auf deren Einzelheiten es hier nicht ankommt.

Aber drei trennende Momente von erheblicher Bedeutung konnten im Laufe der nächsten Jahrzehnte nur zum Teil beseitigt werden. Das eine bestand in dem Scheldezoll, den Holland auch nach den Grundsätzen der Wiener Kongreßakte in mäßiger Höhe als Tonnengeld von allen ein- und ausfahrenden Schiffen erheben durfte, der aber nach jahrzehntelanger Freiheit belgischerseits jetzt nur mit Knirschen ertragen wurde. Hier gelang es indessen, die ungünstigen Folgen für den Verkehr dadurch zu beseitigen, daß die belgische Regierung zunächst die Zahlung für alle Schiffe, selbst die holländischen, übernahm, indem sie die Kosten ihrerseits wieder durch eine allgemeine Abgabenerhöhung vom Handelsstande einbrachte, und daß schließlich (1863) mit dem Beistande der Minister Rogier und Frère-Orban die feine Diplomatie Lambermonts unter Schwierigkeiten und Opfern, aber auch unter umfassender Heranziehung des interessierten Auslandes den endgültigen Abkauf des Scheldezolls von Holland erwirkte. Es war eine Tat, die mit Recht stets als die eigentliche Befreiung des Stromes gepriesen worden ist, und man sollte denken, daß damit eine völlige freundschaftliche Auseinandersetzung zwischen Belgien und Holland erreicht worden wäre. Wenn trotzdem eben in den sechziger Jahren De Coster klagte: „wäre nicht die Schelde!“, so mußten sich wohl noch andre Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Staaten an die Schelde knüpfen.

Tatsächlich erschien in demselben Jahre (1867) wie der Ulenspiegel die Flugschrift eines belgischen Hitzkopfes „Guerre à la Hollande“, in der Brüsseler Deputiertenkammer gab es eine Kriegsdebatte, und noch 1913 hat der Antwerpener Advokat Rotsaert die Meinung vertreten, Belgien habe 1867 dem Nachbarstaate den Krieg erklären müssen. Worum handelte es sich damals? Um die Absperrung der Ostschelde durch einen langen Damm, der bei Woensdrecht die neue Eisenbahn von Bergen op Zoom nach Vlissingen führte. Trat dieser unterhalb Antwerpens nordwärts abzweigende älteste Mündungsarm auch für den Seeverkehr hinter der Westschelde schon seit vielen Jahrhunderten ganz zurück, so diente

er doch der Schiffahrtsverbindung mit dem Rhein, und die niederländische Regierung war vertragsmäßig verpflichtet, beim Unbrauchbarwerden eines der dorthin führenden Wasserwege einen neuen ebenso guten zu schaffen. Sie glaubte dieser Verpflichtung nachzukommen mit dem Bau eines Kanals zwischen West- und Ostschelde durch die Insel Südbeveland, und die belgischen Befürchtungen, daß die neue Sperre die Fahrrinne der unteren Westschelde verschlechtern könne, hielt sie mit Recht für hinfällig. So war sie zweifellos des guten Glaubens, den Nachbarstaat sachlich nicht zu schädigen, aber es war doch wohl begreiflich, daß sich dieser, auf sein Recht pochend, nicht ohne seine Zustimmung vor eine unabänderliche Tatsache stellen lassen wollte; und daß die niederländische Regierung über alle belgischen Noten, Gutachten und Proteste hinweg unbeirrt zu ihrem Ziel schritt, hat die öffentliche Meinung Belgiens zwei Jahrzehnte hindurch in Atem gehalten und zuletzt auf das äußerste erbittert. Gleichwohl wäre ein Krieg aus solcher Ursache bei der damaligen Weltlage unverantwortlicher Leichtsinn gewesen, zumal sich die belgischen Befürchtungen, zum mindesten für den Lauf der Westschelde, nicht verwirklichen sollten. Einen ganz vollwertigen Ersatz für die Ostschelde stellte freilich der Südbevelandkanal mit seinen auf die Dauer nicht ausreichenden Breiteverhältnissen und Schleusen nicht dar, und in jüngster Zeit, als der von Antwerpen gewünschte Schelde-Rheinkanal, der holländisches Gebiet im Limburgischen schlechterdings nicht umgehen konnte, dort auf zähe Widerstände stieß, ist auch die Forderung nach einer Wiedereröffnung der Ostschelde durch Verwandlung des Dammes in eine Eisenbrücke von der Antwerpener Handelskammer lebhaft erneuert worden.

Viel dauernder und empfindlicher als diese lediglich verkehrspolitischen Vorgänge haben die territorialen Besitzverhältnisse an der Westschelde als ein drittes trennendes Moment die Beziehungen zwischen Nord und Süd gestört. Nicht nur die Inseln des nördlichen Ufers waren ja von alters her holländisch, sondern auch die gesamte Südküste, das vorwiegend protestantische Staatsflandern oder Seeflandern, war schon seit der Utrechter Union von 1518 mit dem Norden gegangen, war 1814 trotz einer zwanzigjährigen engen Verbindung mit Belgien unter französischer Herrschaft von dem holländischen König wieder in Anspruch genommen, blieb ihm 1830 getreu und wurde ihm auch von den Großmächten gegen die eindringlichsten Vorstellungen der belgischen Revolutionsregierung zugesprochen. Man hat das in Belgien nie ganz verschmerzt. Denn das gesamte Mündungsgebiet der Westschelde wurde so wieder holländisches Territorium. Auf die wirtschaftlichen Schäden und Unbequemlichkeiten, die dies für das von der Küste abgedrängte belgische Ostflandern, teilweise auch für das im Laufe der Zeit von belgischen Grundbesitzern und Kapitalisten immer stärker durchsetzte holländische Seeflandern mit sich brachte, mag hier nur nebenbei hingewiesen sein. Politisch wichtiger war, daß für Kriegszeiten die Schelde wieder ganz in die Hand der Holländer gegeben wurde, wenn auch nach den völkerrechtlichen Normen der neutrale Handel durch den Kriegszustand nicht beeinträchtigt werden sollte.

Die militärische Bedeutung der Scheldemündung hatte schon Napoleon I. erkannt; nach seinen Plänen wurden (seit 1809) die beiden äußeren Forts von Vlissingen und Breskens und später (1833—39) etwa 20 km oberhalb die von Ellewoutsdijk und Terneuzen aus-

gebaut. Da nur von diesen letzteren der dort durch eine Insel geteilte Strom völlig durch die damaligen Kanonen bestrichen werden konnte, ließ die holländische Regierung die andern beiden allmählich verfallen und hielt nur sie fest, diese freilich auch dann, als man 1874 bei dem Übergang der Landesverteidigung zum Konzentrationssystem mit dem Reduit Amsterdam die sonstigen Grenzfestungen des Landes preisgab; man hielt sie für notwendig zur Aufrechterhaltung der Neutralität auf der Schelde. Denn je gewaltiger Belgien seit dem Ende der fünfziger Jahre von Jahrzent zu Jahrzehnt die Festung Antwerpen als das große Verteidigungslager des Landes ausbaute, desto lebhafter wurde die Frage der Zufuhrsicherung auf der Schelde und der Fernhaltung feindlicher Kriegsschiffe erörtert. Über die für den Ernstfall zu treffenden Maßnahmen gingen in Holland die Ansichten selbst der maßgebenden Kreise lange Zeit weit auseinander, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren auch die beiden letzten Forts, namentlich Terneuzen, so weit vernachlässigt, daß man vor der Alternative stand, sie als nutzlos gänzlich zu schleifen oder bedeutende Kosten auf Neubauten hier oder an andrer Stelle zu wenden. Zumeist betrachtete man hüben und drüben eine Verstärkung der Befestigungen als im belgischen Interesse selbst gelegen; im Anfang unseres Jahrhunderts meinte der niederländische General Den Beer-Poortugael sogar, Ausbau, Armierung und Unterhaltung der Scheldeforts könnten am Ende auf belgische Kosten erfolgen, was er später selbst als Utopie erkannte, und noch 1906 hielt der belgische Generalstabschef Ducarne eine Verstärkung jener holländischen Befestigungen für durchaus wünschenswert.

Damals aber begann der allgemeine Umschwung der Weltlage auch auf diese Verhältnisse einzuwirken. Solange sich auf dem europäischen Festlande Deutschland und Frankreich als die Hauptgegner gegenüberstanden und Großbritannien eine wirklich neutrale Haltung beobachtete, war die Schelde an politisch-militärischer Wichtigkeit hinter die Maas zurückgetreten, die nun eine Zeitlang als Belgiens Schicksalsstrom erscheinen mochte. In der Tat hat sich auf ihr Tal als auf das Durchmarsch- und Kampfgebiet im künftigen Kriege jahrzehntelang das allgemeine Interesse gesammelt. Eine neue Verschiebung trat da erst ein, als England seit 1903 immer sichtbarer als das eigentliche Haupt an die Spitze des deutschfeindlichen Bundes der Entente trat. In dem großen Weltgegensatze Deutschland-England war nicht mehr die Maas, sondern wieder die Schelde der Schicksalsstrom, wie in den napoleonischen Zeiten. Deutscher oder englischer Einfluß in Antwerpen — diese Schicksalsfrage konnte nun jederzeit ein losbrechender Weltkrieg aufwerfen und zur Entscheidung bringen.

Um das Jahr 1906, als England eben den belgischen Generalstab in seine Netze verstrickte, hoffte man auch Holland für die Entente zu gewinnen. Der im Herbst des vorhergehenden Jahres von wallonischen Literaten begonnene Agitationsfeldzug für eine belgisch-holländische Vereinigung hatte ursprünglich über die wirtschaftlichen hinaus sehr reale politisch-militärische Ziele und wurde von der Gunst der Ententepresse begleitet. Solange man auf einen solchen Bund rechnete, konnte natürlich für Belgien nichts erwünschter sein als eine Verstärkung der holländischen Scheldeforts, die Antwerpen gegen einen deutschen Seeangriff schützen, aber Kriegshilfe und Zufuhr von andrer Seite nicht sperren

würde. Mit einem Schlage aber änderte sich die Beurteilung, als die holländische Regierung die Ententehoffnungen enttäuschte, ihre Neutralität klug und sorgsam wahrte und keinen Zweifel darüber ließ, daß aus den außeramtlichen Beratungen zu einer belgisch-holländischen Annäherung die politisch-militärischen Ziele von vornherein auszuscheiden hätten, als sie dann aber doch nach längeren, seit 1904 im Werke befindlichen Vorbereitungen bei den Generalstaaten im September 1910 eine umfassende Vorlage zur Verbesserung der Küstenverteidigung einbrachte, in der der Bau eines modernen die Scheldemündung beherrschenden Forts bei Vlissingen einen Hauptpunkt bildete.

Der Leser erinnert sich der zahlreichen, leidenschaftlichen Erörterungen, die diese Vorlage in der Presse, bei Völkerrechtslehrern und Politikern ausgelöst hat. Jetzt war für die englischen, französischen und großenteils auch belgischen Beurteiler Holland, auf das schon vor Jahren Kaiser Wilhelm II. durch einen angeblichen Brief an die Königin oder die Königinmutter einen Druck ausgeübt haben sollte, plötzlich nicht mehr im alleinigen Besitz der Souveränität über die Scheldemündung und daher so wenig berechtigt zur selbständigen Errichtung von Befestigungen, daß, wie der französische Deputierte Delafosse sich im „Gaulois" (vom 30. Januar 1911) ausdrückte, England Pflicht und Recht habe, solche Werke durch Kanonenschüsse kurzerhand zu vernichten. Was die Handhabung seiner Neutralität und seine Verpflichtungen gegen Belgien betrifft, so habe Holland zwar einer feindlichen (das heißt deutschen) Kriegsflotte den Strom zu sperren, nicht aber der Kriegshilfe, die einem in seiner Neutralität verletzten Belgien, insbesondere einem belagerten Antwerpen, eine Garantiemacht (das heißt England) senden würde. Wie unhaltbar die diesen Forderungen zugrunde liegende Rechtskonstruktion war, ist in der überreichen Literatur, die damals zu dieser Frage emporschoß, nirgends so zwingend dargetan worden, wie in einer von belgischer Seite vorgenommenen Untersuchung, die eigentlich wohl den Interessenstandpunkt Belgiens als richtig hatte erweisen sollen, die aber durch die strenge Sachlichkeit ihrer Verfasser, der Advokaten am Brüsseler Appellationsgerichtshof G. Brigode und M. Ducarne (1911) im wesentlichen zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen kam; denn der einzige Ausnahmefall, den sie für unbehinderte Einfuhr von Truppen und Kriegsmaterial auf der Schelde nach Antwerpen gelten lassen wollten: daß weder das den Verletzer abwehrende Belgien, noch der Hilfe bringende Garantiestaat kriegführende Mächte wären, bestand nur in der Theorie.

Holland ist denn auch, ohne daß über die Handhabung der Neutralität auf der Schelde je zwingende offizielle Erklärungen abgegeben wären, unbeirrt seinen Weg gegangen und hat den Ausbau von Vlissingen, der während des jetzigen Weltkrieges noch erweitert wird, nicht zu bereuen gehabt. Auch ist es zu irgendeinem ernstlichen Zusammenstoß der Regierungen darum niemals gekommen. Wenn aber der holländische Minister des Auswärtigen van Swinderen 1911 einmal erklärte, zwischen Belgien und Holland gebe es keine Schelde mehr, so war das wohl mehr ein diplomatisches Wort der Beruhigung, als daß es der tatsächlichen Stimmung entsprochen hätte. Auf die mancherseits mit lebhaften Hoffnungen begrüßte holländisch-belgische Einigungsbewegung, der freilich von seiten der

holländischen Regierung niemals besondere Aussichten eröffnet waren, war doch der Vlissingenstreit wie ein Meltau gefallen. In den letzten Jahren vor dem Kriege war die Sprache hüben und drüben merklich kühler und unfreundlicher geworden. Damals machten sich auch zuerst, von der englischen Presse mehrfach ermuntert, Stimmen unverantwortlicher großbelgischer Imperialisten geltend, die unter Kündigung der garantierten Neutralität eine aktivere Expansionspolitik, etwa im Sinne der Überheblichkeit eines Karl des Kühnen, für ihren Kleinstaat wünschten, die insbesondere die Angliederung Seeflanderns an Holland vom Jahre 1830 als einen schweren Mißgriff beklagten und seinen Abkauf oder gar seine Abtretung zugleich mit Holländisch-Limburg an Belgien forderten. Solche Stimmen sind jüngst während des Weltkrieges noch lauter geworden. Da wurde denn wohl als selbstverständlich unterstellt, daß ein siegreiches Deutschland im Frieden die Scheldemündung für sich nehmen würde — während es doch gerade im Kriege deren durch Holland verbürgte Neutralität aufs neue würdigen konnte —, bei einem Siege der Entente aber sollte Belgien nicht nur dieser alte Wunsch erfüllt, sondern auch ein „größeres Belgien" bis an den Rhein nach Osten vorgeschoben werden, wofür Holland dann etwa mit Ostfriesland oder andern deutschen Gebieten entschädigt werden mochte. So dreist wurden solche abenteuerliche Forderungen trotz der Unwahrscheinlichkeit ihrer Erfüllung in belgischen Flüchtlingsblättern erhoben, daß neuerdings selbst die Regierung in Havre den Ton zu dämpfen suchte und von diesen Utopisten merklich abrückte. Noch einmal wieder hat sich so in den letzten Jahren die Bedeutung des De Costerschen Vorbehaltes „wäre nicht die Schelde" in den Beziehungen der nördlichen und südlichen Niederlande erwiesen.

Und auch im großen hat das Schicksal die Schelde wieder offensichtlich in den Mittelpunkt der Weltereignisse gerückt. Das hat der Donner der deutschen Kanonen vor Antwerpen mit weithin hallender Sprache verkündet. Aber nur von deutscher Seite ist der bestehende Rechtszustand an der Scheldemündung rückhaltlos anerkannt worden. Von England her hat es nicht an Wünschen und Versuchen zu einer Änderung gefehlt. Hat doch der Minister Churchill in einem Interview vom Juli 1915 lebhaft bedauert, daß die unnatürliche Regelung der Scheldefrage es verhindert habe, englische Truppentransporte auf der Schelde nach Antwerpen zu senden; man würde sonst an der Nethe statt an der Yser kämpfen. In den kritischen Tagen Antwerpens im September 1914 hat, soviel durch die Presse bekanntgeworden ist, die holländische Regierung einem englischen Ersuchen, die deutschen Schiffe im Antwerpener Hafen zur Fahrt scheldeabwärts ins Meer benutzen zu dürfen, in Wahrung ihrer Neutralität Widerstand geleistet. Welche Beweggründe die holländischen Besorgnisse und Sicherheitsmaßnahmen von Ende März 1916 verursacht haben, ob damals wirklich eine englische Landung an der Scheldemündung drohte, ob sie noch ferner droht und also eine neue Walcherenexpedition in Aussicht steht, wird erst die Zukunft uns ganz enthüllen. Und die Zukunft wird auch im Friedensschluß die Entscheidung bringen über die großen wirtschaftlichen und politischen Fragen, die sich wieder einmal und mit gesteigerter Bedeutung an die Schelde, den Schicksalsstrom Belgiens, knüpfen.

DIE ZUKUNFTSPLÄNE DES HERRN BILLIARD

VON HEINRICH WAENTIG

Wenn dereinst zur Belehrung künftiger Geschlechter die Wissenschaft mit leidenschaftslosem Denken die Ursachen des Weltkrieges ergründen wird, dessen wechselvolle Phasen wir Zeitgenossen heute wollend und handelnd mit erleben, wird sie unter seinen realen Faktoren den wirtschaftlichen eine führende Stelle einzuräumen haben. Dieses gilt nicht nur für England, unsern mächtigsten Gegner, dessen unversöhnliche Handelseifersucht, wie mannigfaltige Erfahrung dem aufmerksamen Beobachter schon vor dem Kriege gezeigt, aller wohlgemeinten Beschwichtigungsversuche auf beiden Seiten des Kanals spottete, sondern auch von dem kleinen Belgien, mit dem wir in einem dauernden Zustande friedlichen Austausches zu wechselseitigem Nutz und Frommen zu leben glaubten, und über dessen im tiefsten Grunde doch feindselige Gesinnung uns eigentlich erst der Ausbruch des Konfliktes selber völlig aufgeklärt hat. Hätte nämlich der Krieg das umworbene Land schon wegen seiner eigenartigen geographischen Lage und der über den ganzen Erdball verzweigten finanziellen Interessen seiner unternehmungslustigen Kaufleute und Industriellen in die europäischen Wirren verstricken müssen, so sind im entscheidenden Augenblicke für die endgültige Parteinahme seiner Regierung auf seiten der Westmächte noch besondere Umstände, wie die starke Kapitalbeteiligung französischer und englischer Finanzleute an belgischen Unternehmungen, das dadurch bedingte Gefühl einer engeren Interessengemeinschaft auf belgischer Seite, endlich nicht zum mindesten auch die Sorge um das künftige Schicksal der Kongokolonie ausschlaggebend gewesen.

Kein Wunder, daß bei der mit dem Fortschreiten der militärischen Operationen in der belgischen Flüchtlingspresse in mehr oder minder offizieller Form immer häufiger auftretenden Erörterung belgischer Friedensziele die wirtschaftlichen Betrachtungen abermals eine wichtige Rolle spielen. Die äußere Wiederherstellung von Belgiens politischer Unabhängigkeit in der alten Form, etwa in Gestalt eines Freihandelsstaates, dessen Neutralität beim Friedensschlusse von den kriegführenden Parteien neu zu garantieren wäre, ist, darüber dürfte sich heute kein kühler Kopf mehr einer Täuschung hingeben, ein phantastisches Traumgebilde. Nicht nur aus rein politischen Gründen, nämlich weil Belgien tatsächlich in dem Streite Partei ergriffen, sondern schon deshalb, weil dieser künstlichen Schöpfung einer anders gearteten Vergangenheit in dem neuen Europa die wirtschaftlichen Grundlagen fehlen würden. Dem im Entstehen begriffenen mitteleuropäischen Wirtschaftsblocke schicken die Westmächte sich heute an, eine ähnliche Organisation gegenüberzustellen. Und wenn es auch absurd wäre, den Waffentanz nach Friedensschluß in einen erbitterten Handelskrieg ausklingen zu lassen und, wie gewisse Fanatiker planen, auf internationalen Warenaustausch in früherer Weise überhaupt zu verzichten, in einem Punkte dürften die handelspolitischen Beziehungen der europäischen Mächte in Zukunft ein besonderes Gepräge tragen. Sie alle werden von der wirtschaftlichen Grunderfahrung dieses

Krieges beherrscht sein, der die Völker überzeugend gelehrt, daß nur der mit Aussicht auf Erfolg in die kriegerische Arena treten darf, der unabhängig vom Willen des Gegners über die für seine politisch-militärische Kraftentfaltung unentbehrlichen Bedarfsstoffe verfügt.

In dieser neuen Welt nun würde das alte Belgien wie zwischen zwei Mühlsteinen gemächlich zerrieben werden. Hinsichtlich eines erheblichen Teiles seiner Nahrungsmittel und industriellen Rohstoffe auf das Ausland angewiesen, würde es als neutraler Staat wohl überall verschlossene Türen finden oder aufs neue zum Spielball der politischen Intrige werden. Denn welche Großmacht sollte nach den jüngsten Erfahrungen die belgische Volkswirtschaft im Frieden in das Kalkül ihrer ökonomischen Organisation einbeziehen, ohne die unbedingte Sicherheit zu haben, nachdem sie sich einmal darauf eingestellt, über deren Lieferungen auch im Kriegsfalle verfügen zu können. Sie würde „reale Garantien" fordern müssen, und das alte Spiel begänne von neuem.

Deshalb liegt den mancherlei Verstiegenheiten belgischer Annexionspolitiker schließlich doch ein gesunder Gedanke zugrunde. Mag es sich nämlich um Gebietserweiterungen auf Kosten Hollands und Luxemburgs oder Frankreichs und Deutschlands handeln, immer gilt es das Gleiche, ein „Hinterland" zu gewinnen, reich genug, um im Verein mit der Kongokolonie einem politisch unabhängigen Belgien die unerläßliche wirtschaftliche Unabhängigkeit zu geben. Wer an die Verwirklichung solcher Luftschlösser nicht glaubt, hat nach Lage der Dinge nur die Alternative, Belgien die wirtschaftliche Anlehnung an seine heutigen Verbündeten oder an seine jetzigen Gegner zu empfehlen.

Ersteres nun wird mit einigem Geschick von Robert Billiard in seinem Buche „La Belgique Industrielle et Commerciale de Demain" versucht. Obschon bereits in den ersten Kriegsmonaten verfaßt, scheint es auch heute noch die wichtigste Quelle der Belehrung für alle jene zu bilden, deren Vorschläge für die Gestaltung der wirtschaftlichen Zukunft Belgiens nach dem Kriege sich in derselben Richtung bewegen. Weit davon entfernt, die überragende Bedeutung deutscher Leistungen auf wirtschaftlichem Gebiete leugnen oder auch nur in den Schatten stellen zu wollen, erblickt der Verfasser gerade darin, und von seinem Standpunkte durchaus mit Recht, den Anlaß zu ernstester Besorgnis. Zwar ist auch für ihn, schon aus finanziellen Gründen, die endgültige Niederlage der Mittelmächte über jeden Zweifel erhaben. Als überzeugter Anhänger des unantastbaren Selbstbestimmungsrechtes der Völker verwahrt er sich jedoch gegen jeden erzwungenen Erwerb des für Belgien erforderlichen Hinterlandes durch Erweiterung seines Staatsgebietes auf Kosten des geschlagenen Gegners. Höchstens etwa die politische Angliederung des auf dem linken Ufer der Scheldemündung gelegenen Teiles von Holland und die ökonomische Luxemburgs, und auch sie nur im vollsten Einvernehmen mit den davon Betroffenen, glaubt er anraten zu dürfen. Da er nun nach dem Geschehenen für die Zeit einer Generation die Wiederherstellung der früheren freundnachbarlichen Beziehungen zum deutschen Wirtschaftsgebiete auf belgischer Seite für ausgeschlossen hält, sieht er

sich hinsichtlich der künftigen Handelsbeziehungen seines Volkes vor eine dornige Frage gestellt.

Was wird Antwerpens Schicksal sein, wenn die deutsche Handelsflotte, die vor dem Kriege der Stolz seines Hafens war, ihn zu meiden beginnt, wenn der befruchtende Strom des deutschen Außenhandels sich andere Kanäle sucht? Was das Schicksal der rührigen belgischen Industrie, wenn Deutschland im Gegenzug ihren Erzeugnissen seine Grenzen verschließt, wenn es sich zum Ersatz für den Entgang des belgischen Marktes mit neuer, unerhörter Wucht auf die Eroberung neutraler Märkte verlegt? Die Belastung des gefürchteten Gegners mit einer gewaltigen Kriegsentschädigung (für Belgien allein 10 Milliarden Frank!), die nach Billiards Ansicht am besten durch einen von allen seine Grenze passierenden Waren erhobenen Ein- und Ausfuhrwertzoll von 1 % ratenweise aufzubringen wäre; die im Friedensvertrage ausdrücklich zu stipulierende Streichung der Meistbegünstigungsklausel aus jedem zwischen Deutschland und einem seiner Gegner vor dem Kriege abgeschlossenen Handelsvertrage und der Ausschluß dieser Klausel auch für alle künftig zwischen diesen beiden Parteien etwa abzuschließenden auf die Dauer von mindestens zehn Jahren: selbst diese harten Bedingungen, die Deutschlands Konkurrenzkraft auf Jahre hinaus lähmen sollen, scheinen dem skeptischen Belgier keine genügenden Sicherheiten zu bieten. Den Schutzvorkehrungen müssen positive Maßnahmen zur Seite treten, und Frankreich ist es, dem die Rolle des Helfers in der Not in erster Linie zugedacht wird.

„Le pays vers lequel nous devons tourner nos regards, c'est la France! C'est de la France que doit nous venir le salut!“ In immer neuen Varianten wird dieses Leitmotiv abgewandelt. „Warum sollte Belgien nicht für Frankreich sein, was Hamburg für Antwerpen gewesen ist? Fänden wir nicht in Frankreich hinreichende Frachten, um in Antwerpen regelmäßige Schiffahrtslinien zu begründen, die dort ihre Kopfstation hätten, und könnten wir nicht von der französischen Regierung Postsubsidien erbitten, wie Hamburg sie von der belgischen Regierung verlangt hat? Oder umgekehrt, wenn es uns nicht gelingen sollte, eine eigene Handelsmarine zu schaffen, könnten wir nicht durch Postsubsidien oder auf andere Weise die französischen Postdampfer dazu ermutigen, bis nach Antwerpen hinauf zu fahren?“, so fragt der Verfasser eindringlich. Das französisch-lothringische Becken soll Antwerpen für den drohenden Verlust des rheinisch-westfälischen Hinterlandes entschädigen, Frankreich diese Verschiebung durch Kanalisierung der Chiers freundwillig vorbereiten. Dann wird Belgien Frankreich mit Kohlen, dieses es mit Eisen versehen, und aus solcher engen Interessenverknüpfung werden sich von selbst die weiteren Konsequenzen ergeben. „Wäre es etwa von Frankreich zuviel verlangt, daß es sich Belgien als Entgelt für seine militärischen Leistungen handelspolitisch erkenntlich erwiese? Daß es samt seinen Kolonien auf 20 Jahre Zollrabatte gewährte, die im Betrage von 100 % für die ersten 10 Jahre, in den weiteren 10 Jahren stufenweise abgetragen werden könnten? Und wäre es endlich nicht eine Ehrenpflicht der übrigen Verbündeten, dem hochherzigen Beispiele Frankreichs zu folgen, um Belgien den Verlust seines deutschen Absatzmarktes vergessen zu lassen?“

Wir dürfen es getrost unsern Gegnern überlassen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie sie das Chaos ihrer auseinanderlaufenden, ja sich kreuzenden Wirtschaftsinteressen in Einklang bringen wollen, und unsern Waffen, dafür zu sorgen, daß wir, soweit unser eigenes Wohl und Wehe in Frage steht, dabei nicht zu kurz kommen. Dennoch wäre es verfehlt, in Erwartung kommender Dinge Billiards lehrreiches Buch heute unbeachtet beiseite zu legen. Denn es ist von symptomatischer Bedeutung. In seinem Kerne dazu angetan, an einer Reihe wichtiger Beispiele die weitverzweigten Wechselbeziehungen zu beleuchten, die Belgiens und Deutschlands Volkswirtschaft vor dem Kriege miteinander verbanden, gelangt es aus rein sentimentalen Erwägungen zu dem für den unparteiischen Leser verblüffenden Ergebnis, daß jene nach dem Kriege aufzuhören haben. Und das alles, obwohl der Verfasser sich Henri Lamberts bedeutsame Auffassung angeeignet, daß Deutschland, gerade um sich der gegen seine wirtschaftliche Kraftentfaltung gerichteten Einkreisungspolitik zu erwehren, halb und halb zu dem jetzt von ihm geführten Kriege gezwungen gewesen, und völlig unbekümmert darum, daß es durch die von Billiard für die Zeit nach dem Friedensschlusse in Aussicht genommene handelspolitische Einschnürung voraussichtlich genötigt wäre, von neuem zu den Waffen zu greifen.

Es steht zu erwarten, daß diese unversöhnliche Stimmungspolitik, die mit dem Motto: „Il y a des choses qu'on pardonne, mais qu'on n'oublie pas" die wirtschaftlichen Schicksale großer Völker zu entscheiden unternimmt, einer anderen Platz machen wird, wenn es selbst dem Blindesten klar geworden ist, daß die kriegerischen Hoffnungen, deren Verwirklichung ihre sachliche Voraussetzung bildet, sich nicht erfüllen können. Und diesen kommenden Umschwung wird man am besten vorbereiten, wenn man den heute noch Schwankenden immer wieder vor die Augen führt, in welchem Grade Belgien und Deutschland vor dem Kriege wirtschaftlich aufeinander angewiesen waren.

In der Tat hat sich die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands und Belgiens, soweit sie in ihrer Handelsstatistik zum Ausdruck kommt, während der vergangenen Jahrzehnte in gleicher Richtung, ja fast auf gleicher Linie bewegt. So ist auch der belgische Handel während der letzten 35 Jahre stark angewachsen, nämlich, wenn man seinen Wert im Jahre 1880 gleich 100 setzt, auf 303 im Jahre 1913, obschon prozentual nicht ganz in dem gleichen Maße wie der deutsche Außenhandel, für den unter der nämlichen Voraussetzung die Ziffer des Jahres 1913 auf 349 anzusetzen wäre. Gewiß lassen sich die in der amtlichen Statistik beider Länder veröffentlichten Zahlen nicht ohne weiteres miteinander vergleichen, weil die ihnen zugrunde liegenden Berechnungsarten voneinander abweichen, und infolge der in Belgien angewandten Erhebungsmethode ein bedeutender Teil des bloßen Transitgutes als für den Eigengebrauch gebucht erscheint. Bei entsprechender Berichtigung der betreffenden Werte, die zuerst belgischerseits versucht und in ihrem wesentlichen Ergebnis dann auch von deutscher Seite anerkannt worden ist, erhellt die handelspolitische Struktur der Nachbarländer für das Jahr 1913 aus folgender Tabelle:

Ware	Einfuhr Belgiens	Einfuhr Deutschlands	Ausfuhr Belgiens	Ausfuhr Deutschlands
Lebende Tiere	8,6	2,6	1,7	0,1
Nahrungsmittel und Getränke	20,2	24,9	6,2	10,1
Rohstoffe	32,7	44,6	17,2	14,9
Halbfabrikate und wenig bearbeitetes Material	11,6	11,3	22,9	11,2
Fertigfabrikate	17,1	12,7	48,9	62,7
Gold und Silber	9,8	3,9	3,1	1,0
	100	100	100	100

Hiernach entfällt fast die Hälfte der belgischen Wareneinfuhr auf Rohstoffe und Halbfabrikate, ein reichliches Viertel auf Nahrungsmittel und Vieh, etwa ein Sechstel auf Fertigfabrikate. Anderseits bestehen 40 % der belgischen Ausfuhr aus Rohstoffen und Halbfabrikaten, etwa 8 % aus Nahrungsmitteln und Vieh, die Hälfte aus Fertigfabrikaten. Ein Vergleich mit den deutschen Ziffern ergibt hinsichtlich der Einfuhr eine große Ähnlichkeit. Nur ist in Deutschland die Rohstoffeinfuhr prozentual etwas höher, während die Einfuhr von Fertigfabrikaten sich etwas niedriger stellt. Größere Unterschiede bestehen hinsichtlich der Ausfuhrziffern, da in Deutschland bei weitem die Ausfuhr von Fertigfabrikaten überwiegt, die sich auf nicht weniger als $^2/_3$ der Gesamtausfuhr beläuft. In der belgischen Ausfuhr ist der Wert der Rohstoffe und Halbfabrikate unverhältnismäßig groß; jedoch ist das tatsächliche Verhältnis des Ausfuhrwertes dieser Waren zu dem der Fertigfabrikate bei weitem nicht so ungünstig, wie man aus den unberichtigten Ziffern der amtlichen belgischen Statistik (77,4 bezw. 16,3) schließen könnte. Bei Berücksichtigung aller für die Beurteilung der wirklichen Lage in Betracht kommenden Faktoren dürfte man zu dem Ergebnis gelangen, daß das Schwergewicht der belgischen Produktion zur Zeit noch immer auf dem Gebiete der Fertigware liegt, wenngleich nach sachverständigem Urteil, schon wegen der niedrigen Haltung der Transportkosten, in Zukunft vielleicht gerade die Herstellung von Halbfabrikaten besonders aussichtsreich werden dürfte.

Wie aber gestaltete sich das handelspolitische Austauschverhältnis beider Länder untereinander? Die Antwort ergibt sich aus der folgenden, die Ergebnisse ihrer amtlichen Statistik für das Jahr 1913 zusammenfassenden Tabelle:

Ware	Einfuhr aus Belgien	Ausfuhr nach Deutschland	Ausfuhr nach Belgien	Einfuhr aus Deutschland
Lebende Tiere	8,7	3,2	0,1	0,1
Nahrungsmittel und Getränke	6,5	10,3	8,3	9,7
Rohstoffe	18,6	66,8	25,9	44,4
Halbfabrikate und wenig bearbeitetes Material	35,6		15,3	
Fertigfabrikate	25,3	19,7	50,3	45,0
Gold und Silber	5,3	0,0	0,1	0,8
	100	100	100	100

Danach weichen die entsprechenden Werte der betreffenden Kolumnen etwas voneinander ab. Ein Vergleich ihrer Ziffern mit den in der vorhergehenden Tabelle aufgeführten zeigt jedoch übereinstimmend, daß die für das Wechselverhältnis beider Länder geltenden sich nicht genau mit den für ihre handelspolitische Gesamtstruktur charakteristischen decken. Was zunächst Deutschland betrifft, so ist die Einfuhr aus Belgien an Rohstoffen und Halbfabrikaten, namentlich aber auch diejenige an Fabrikaten, größer, die an Nahrungsmitteln und Vieh dagegen kleiner, anderseits die Ausfuhr nach Belgien an Rohstoffen und Halbfabrikaten größer, diejenige an Fabrikaten sowie an Nahrungsmitteln und Vieh dagegen kleiner, als der verhältnismäßige Anteil dieser Warengruppen an der gesamten deutschen Ein- und Ausfuhr. Auf belgischer Seite entspricht die Einfuhr aus Deutschland an Rohstoffen und Halbfabrikaten etwa dem verhältnismäßigen Anteil dieser Warengruppen an der Gesamteinfuhr, während sich die prozentuale Einfuhr an Fabrikaten erheblich größer, die an Nahrungsmitteln und Vieh erheblich kleiner gestaltet. Desgleichen ist die Ausfuhr nach Deutschland an Rohstoffen und Halbfabrikaten sowie an Nahrungsmitteln und Vieh erheblich größer, die an Fabrikaten aber bedeutend kleiner, als der verhältnismäßige Anteil dieser Warengruppen an der belgischen Gesamtausfuhr.

Zu betonen ist wiederum, daß die Verwendbarkeit der angeführten Ziffern nur eine bedingte ist, daher sie wohl ein ungefähres, keinesfalls aber ein exaktes Bild von dem tatsächlich bestehenden Austauschverhältnis ergeben. Immerhin steht fest, daß an dem Warenverkehr nach Deutschland dem Werte nach vornehmlich Erzeugnisse der Landwirtschaft, demnächst Textilrohstoffe, Kammzug und Garne, einschließlich ungefärbter künstlicher Seide, weiter mineralische und fossile Rohstoffe, endlich Maschinen und elektrotechnische Erzeugnisse, Fahrzeuge usw. beteiligt sind, während im Warenverkehr nach Belgien weitaus an erster Stelle Kohlen und Koks zu nennen sind, denen sich in weitem Abstande Maschinen, elektrotechnische Erzeugnisse und Fahrzeuge, ferner Roheisen, Schmiedeeisen und Halbfabrikate der Schwerindustrie, Textilstoffe und -waren, chemische Erzeugnisse, endlich Getreide usw. anschließen. Das eigentlich differenzierende Moment im Handelsverkehre beider Länder dürfte jedoch darin zu erblicken sein, daß, abgesehen von Rohstoffen, Nahrungsmitteln und Vieh, die sich beide etwa im gleichen Verhältnis wechselseitig liefern, Belgien an Deutschland mehr Halbfabrikate, Deutschland an Belgien ganz überwiegend Fabrikate abgibt. Eine Tendenz, die sich aus früher angedeuteten Gründen wohl noch verschärfen dürfte, wenn die künftige Entwicklung ihrer Wechselbeziehungen nicht durch gewaltsame Eingriffe in künstliche Bahnen gedrängt werden sollte. Gerade dieses nun ist das Ziel jener Stimmungspolitiker vom Schlage Billiards. Darum bleibt die Frage zu erörtern, welche Konsequenzen sich aus einem solchen Bruche für die Volkswirtschaften der Nachbarländer ergeben würden. Was bedeutet Belgien als Zufuhr- und Absatzgebiet für Deutschland, was Deutschland für Belgien?

Wie erwähnt, hat Deutschlands Außenhandel in den letzten Jahrzehnten einen mächtigen Aufschwung genommen, und an dieser Entwicklung hat Belgien seinen vollen Anteil gehabt. Von 220,5 Millionen Mark im Jahre 1900 ist nach dem Ausweise der deutschen

Statistik Belgiens Einfuhr nach Deutschland auf 344,6 Millionen Mark im Jahre 1913 angewachsen, Deutschlands Ausfuhr nach Beglien in der gleichen Frist von 253,1 Millionen Mark auf 551,0 Millionen Mark gestiegen. In welchem Verhältnis Belgien an der Gesamtbewegung des deutschen Außenhandels seit 1900 teilgenommen, veranschaulicht die folgende, nach den Ausweisen der deutschen Statistik zusammengestellte Tabelle:

	1880	1890	1900	1910	1911	1912	1913
Prozentualer Anteil Belgiens am:							
deutschen Einfuhrhandel	6,8	7,4	3,6	3,6	3,5	3,6	3,2
deutschen Ausfuhrhandel	5,4	4,4	5,6	5,2	5,1	5,5	5,5

Sie zeigt, daß Belgiens verhältnismäßiger Anteil am deutschen Außenhandel seit 1900 im wesentlichen konstant geblieben ist. Mit einem Satze von mindestens 3,2 % der deutschen Einfuhr, von 5,5 % der deutschen Ausfuhr steht es für Deutschland als Einfuhrland an achter, als Ausfuhrland an siebenter Stelle und wird in ersterer Funktion nur von den Vereinigten Staaten, Rußland, Großbritannien, Österreich-Ungarn, Frankreich, Britisch-Indien und Argentinien, in letzterer nur von Großbritannien, Österreich-Ungarn, Rußland, Frankreich, den Vereinigten Staaten und den Niederlanden übertroffen. Alle übrigen Länder, darunter solche, von denen man es zunächst gewiß nicht erwarten sollte, stellt es in Schatten. Das ist eine gewaltige Leistung, die unsererseits wahrlich nicht unterschätzt werden sollte. Dies um so weniger, als Deutschland, mindestens was den Spezialhandel im strengen Sinne betrifft, dabei der gewinnende Teil sein dürfte.

Gleichwohl darf nicht vergessen werden, daß eine Störung der bisherigen Austauschbeziehungen beider Länder schließlich doch nur 4,3 % des gesamten deutschen Spezialhandels, von 20 866,8 Millionen ganze 895,6 Millionen Mark, in Mitleidenschaft ziehen würde. Sie würde im Notfalle für Deutschland um so eher zu verschmerzen sein, als sich die belgische Einfuhr auf eine große Anzahl kleinerer Posten verteilt, unersetzbare Güter dabei überhaupt nicht in Frage kommen. Befindet sich Belgien in der gleichen Lage? Die Antwort ergibt sich aus der folgenden, nach den Ausweisen der belgischen Statistik zusammengestellten Tabelle:

	1880	1890	1900	1910	1911	1912	1913
Prozentualer Anteil Deutschlands am:							
belgischen Einfuhrhandel	14,5	10,9	14,7	13,5	13,4	14,2	15,1
belgischen Ausfuhrhandel	19,1	18,9	22,1	25,9	26,8	25,5	25,3

Sie lehrt, daß Deutschlands verhältnismäßiger Anteil am belgischen Außenhandel seit 1900 ebenfalls im wesentlichen konstant geblieben ist, vor allem aber, daß Deutschland im Rahmen der belgischen Volkswirtschaft eine überragende Rolle spielt, die sich mit derjenigen Belgiens im Rahmen der deutschen mitnichten vergleichen läßt. Als Ausfuhrland mit angeblich 940,4 Millionen Franken im Jahre 1913 an erster Stelle stehend, wird es als Einfuhrland mit 761,8 Millionen Franken allein von Frankreich übertroffen. Und auch dieses nur scheinbar, weil unter den für Frankreich angegebenen 1000,3 Millionen Franken sich nachweislich eine Edelmetalleinfuhr von 373,3 Millionen Franken befindet, während sich

die gleichzeitige deutsche nur auf 3,8 Millionen Franken beläuft. So würde, streng genommen, Deutschland auch als Einfuhrland an erster Stelle stehen, woraus sich erklärt, daß die im Jahre 1913 dem belgischen Staate aus deutscher Wareneinfuhr zugeflossene Zolleinnahme die aus französischer Wareneinfuhr sich ergebende um die Hälfte übertraf (21,2 Millionen Franken gegen 13,9 Millionen Franken). Eine Störung der belgisch-deutschen Handelsbeziehungen würde also ein reichliches Siebentel des belgischen Einfuhrhandels, ein volles Viertel des belgischen Ausfuhrhandels berühren, mithin, auch wenn man die mitgeteilten Werte nur als ungefähre gelten lassen wollte, für die belgische Volkswirtschaft geradezu eine Katastrophe bedeuten. Und sie würde um so vernichtender sein, als sich die deutsche Einfuhr zum Teil aus Waren zusammensetzt, die wegen ihrer Menge (Kohle und Eisen) oder ihrer Art (Farbstoffe und Salze) nicht beliebig von anderwärts bezogen werden können.

Nach Billiards Ansicht soll Frankreich in die Bresche springen. Zwar fehlt diesem Lande, wie er selbst sagt, der wünschenswerte Expansionsdrang. „Elle se cantonne volontairement en elle-même et, au point de vue économique, désire se suffire à elle-même." Sein schutzzöllnerisches Programm habe die Tendenz, den Preis seiner Erzeugnisse in die Höhe zu treiben, und auf gewissen Gebieten könne es nicht daran denken, mit andern Ländern, wie Deutschland, England oder Belgien, in Wettbewerb zu treten. Jetzt aber beginne es zu erwachen. Unverkennbare Anzeichen, namentlich in kolonialpolitischer Hinsicht, sprächen dafür. „Wenn es von der Militärlast befreit ist, die es erdrückt und alle seine Jugend während dreier Jahre der produktiven Arbeit entfremdet, wird es nach außen blicken können und zu einem Wirtschaftsleben gelangen, das seiner würdig ist." Vielleicht. Nur müßte Frankreichs Volkswirtschaft dann eine völlige Umwälzung erleben.

Schon Armand Julin hat nachzuweisen gesucht, daß die Entwicklung des französischen Außenhandels von der des deutschen und belgischen erheblich abweicht. Während der Periode von 1860 bis 1890 an Intensität des Auftriebes seinen beiden Konkurrenten bedeutend überlegen, sei Frankreich ihnen gegenüber seit Mitte der 90er Jahre ins Hintertreffen geraten. In welchem Verhältnis es während der letzten Jahrzehnte am belgischen Außenhandel teilgenommen, erweist die folgende, nach den Angaben der belgischen Statistik zusammengestellte Tabelle:

Prozentualer Anteil Frankreichs am:	1870	1880	1890	1900	1910	1911	1912	1913
belgischen Einfuhrhandel	25,4	20,0	19,5	16,9	17,5	16,4	16,3	19,8
belgischen Ausfuhrhandel	33,4	32,7	24,8	22,1	19,6	19,4	19,0	20,5

Danach hätte Frankreichs Beteiligung in beiderlei Richtung eine sinkende Tendenz aufzuweisen. Sie würde hinsichtlich des Einfuhrhandels noch weit stärker hervortreten, wenn die nach Hunderten von Millionen zählende Edelmetalleinfuhr der letzten Jahre in Abzug gebracht würde; wogegen sich die Verminderung seines prozentualen Anteiles am belgischen Ausfuhrhandel zwar ebenfalls aus einem Rückgange des wirklichen Warenaustausches, daneben aber wohl auch aus einer Abnahme des statistisch nicht völlig auszuscheidenden

Transitverkehres erklärt. Immerhin nimmt Frankreich auch heute noch als Einfuhr- wie als Ausfuhrland im Ganzen der belgischen Handelsbeziehungen nächst Deutschland die wichtigste Stellung ein, und es ist begreiflich, daß Belgien, falls es seinen östlichen Nachbar ersetzen will, sich seinem westlichen zuwendet, um mindestens das zu Beginn der 70er Jahre bestehende Austauschverhältnis beider Länder wiederherzustellen. Allerdings ist die Prognose keine günstige.

Wenn nämlich Deutschland und Frankreich, wie angedeutet wurde, mit etwa den gleichen Beträgen am belgischen Außenhandel beteiligt sind, so bedeutet diese Summe, die man unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Momente vor Kriegsbeginn auf rund je eine Milliarde Mark bemessen dürfte, für beide Länder doch etwas ganz Verschiedenes. Sie umfaßt für Deutschland nicht ganz ein Zwanzigstel, für Frankreich ein volles Zwölftel seines gesamten Spezialhandels (20,9 bzw. 12,3 Milliarden Mark). Schon hieraus ergibt sich, in welchem Grade, unter sonst gleichbleibenden Umständen, die Übernahme des deutsch-belgischen Spezialhandels auf sein Konto Frankreich belasten müßte. Es hätte sprunghaft die Produktivität seiner Volkswirtschaft und die Aufnahmefähigkeit seines Marktes zu erweitern, eine völlig abenteuerliche Vorstellung, wenn man sich den stagnierenden Charakter seiner Bevölkerung und seines Wirtschaftslebens, noch mehr die ungeheuren Verluste an Arbeitskraft und Kapital vor Augen hält, die dieser Krieg ihm zugefügt hat.

Es bliebe also nur die andere Möglichkeit, die Billiard und seine Gesinnungsgenossen wohl tatsächlich im Sinne haben dürften. Frankreich hätte nach dem Kriege, unter völligem Abbruch oder entsprechender Einschränkung seiner Handelsbeziehungen zu Deutschland, in seinem Wirtschaftssystem Belgien dessen Stelle einzuräumen. Auch dann aber müßte es, um den gewünschten Erfolg zu erzielen, seine Differentialtarife und seine Surtaxe d'Entrepôt, die französische und schweizer Transporte zugunsten Le Havres, Dünkirchens und Marseilles von Antwerpen ablenkten, wieder abschaffen, es müßte seine Hochschutzzollschranken Belgien gegenüber niederreißen und damit seine geschwächte Industrie einem vernichtenden Wettbewerbe aussetzen. Jetzt, während des Krieges, hat es das gerade Gegenteil getan. Höher als je zuvor ist die schützende Mauer an seinen Grenzen aufgetürmt worden. Und wollte es nach Friedensschluss wirklich den belgischen Wünschen entgegenkommen, könnte Frankreich vernünftigerweise alle diese wirtschaftlichen Opfer bringen, ohne als Entgelt Belgiens politische Angliederung zu fordern, um damit für sich wenigstens einen nationalen Machtzuwachs zu erlangen? Und wenn schon, wäre Belgien damit wahrhaft geholfen? Gerade in letzter Zeit sind selbst in der belgischen Flüchtlingspresse wieder sehr skeptische Stimmen laut geworden.

Nur eine gründliche Prüfung aller in Betracht kommenden Einzelheiten würde die aufgeworfene Frage erschöpfend beantworten können. Es wäre nämlich genauer zu untersuchen, inwieweit die, wie oben bemerkt, an dem belgischen Warenverkehr nach Deutschland vornehmlich beteiligten Erzeugnisse der Landwirtschaft, Textilrohstoffe und -halbfabrikate, mineralischen und fossilen Rohstoffe, Maschinen und elektrotechnischen Erzeugnisse, Fahrzeuge usw. vom französischen Markte aufgenommen würden, inwieweit Frank-

reich umgekehrt Belgien mit den bisher deutscherseits gelieferten Kohlen- und Koksmengen, Maschinen, elektrotechnischen Erzeugnissen und Fahrzeugen, Roheisen, Schmiedeeisen und Halbfabrikaten der Schwerindustrie, Textilroh stoffen und -waren, chemischen Erzeugnissen, Getreide usw. versorgen könnte, wobei endlich noch zu berücksichtigen wäre, inwiefern die bisher im französisch-deutschen Warenverkehr ausgetauschten Güter ergänzend einzutreten vermöchten.

An diesem Orte genüge die Feststellung, daß alle diese Zukunftspläne auf einem grundsätzlichen Irrtum beruhen. Auf dem naiven Glauben nämlich, daß die Handelsbeziehungen eines Volkes etwas mehr oder weniger Willkürliches seien, daher es sie auch nach freiem Belieben ändern könne, etwa wie ein braver Bürger aus Ärger seine Lieferanten wechselt. Gewiß unterliegen jene auch dem regelnden Einflusse handelspolitischer Maßnahmen, die ihrerseits zu einem Teile nicht von wirtschaftlichen, sondern von nationalpolitischen Erwägungen bestimmt sein mögen. Doch werden die dadurch festgelegten internationalen Austauschbedingungen auf die Dauer doch nur dann ihren Zweck erreichen, wenn sie dem wirtschaftlichen Interesse der Beteiligten und ihrer wirtschaftlichen Kraftentfaltung Rechnung tragen, das heißt, sie in ihrem Wesen anerkennen. Wer bei der Festlegung seiner handelspolitischen Ziele diese Momente vernachlässigen oder sich dabei gar von persönlichen Stimmungen leiten lassen wollte, müßte am Ende unfehlbar die Zeche bezahlen.

Gerade in diesen Fehler aber verfallen die belgischen Stimmungspolitiker. Was sich für sie allenfalls als das Endergebnis einer rein sachlichen Untersuchung des wirtschaftlichen Tatbestandes ergeben könnte, die radikale Forderung, daß Belgien handelspolitisch von Deutschland loszulösen und unter die ökonomische Vormundschaft Frankreichs zurückzuführen sei, ist für sie zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen geworden: ein methodischer Fehler, der ihre theoretischen Ergebnisse entwertet, ihre praktischen Vorschläge zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Denn die tatsächliche Entwicklung der belgischen Handelsbeziehungen während der letzten Jahrzehnte, soweit sie sich feststellen läßt, weist in entgegengesetzte Richtung. Belgien, das sich vor dem Kriege handelspolitisch von Frankreich emanzipierte und seine moderne Blüte offenkundig der wirtschaftlichen Anlehnung an den aufstrebenden deutschen Industriestaat verdankte, wird sich auch künftig aus dessen belebendem Bannkreise nicht entfernen können, ohne an seinem eigenen Leibe den schwersten Schaden zu leiden.

DIE FLAMEN UND DER WELTKRIEG

VON PIUS DIRR

I. Vor dem Kriege

Nie ist der Streit der beiden Rassen und Sprachen im Königreich Belgien tiefer gegangen und umfassender gewesen, nie ist er schärfer geführt worden als im letzten Jahrzehnt. Im Frühjahr 1914, unmittelbar vor Kriegsausbruch, erreichte die Spannung einen Höhepunkt. Regierung und Volksvertretung hatten ein Volksschulgesetz verabschiedet, dessen sprach-

rechtliche Bestimmungen die heftigsten Auseinandersetzungen verursachten. Beide Teile, Wallonen wie Flamen, waren mit dem von der Regierung erzielten Ausgleich unzufrieden. Im flämischen Gebiete kam diese Stimmung bei den Teilwahlen im Juni in einem merklichen Stimmenrückgang und in Mandatsverlusten der Regierungspartei zum Ausdruck. Nicht minder waren die Gemüter aufgeregt durch den Streit über die Dienstsprache im Heer. Die Militärvorlage von 1913 erschien vielen flämischen Abgeordneten erst annehmbar, als gewisse Zugeständnisse für den Gebrauch des Niederländischen gemacht wurden. Im Zusammenhang damit konnte in der Öffentlichkeit sogar ernsthaft die Forderung erhoben werden, die Armee nach flämischen und wallonischen Regimentern zu gliedern.

Am schärfsten prallten jedoch die Gegensätze aufeinander in der Frage der Umwandlung der Genter Universität in eine niederländische Hochschule. Man möchte fast sagen: an diesem Punkte schieden sich überhaupt die Geister in Belgien. Den flämischen Führern gelang es, für diesen Kernpunkt ihres Programms einen geschlossenen Aufmarsch aller Bevölkerungsschichten und Parteien in Flandern herbeizuführen. Stürmisch forderte fast das ganze flämische Volk die Hochschule für sich. Auf der anderen Seite sammelten sich die französisch-wallonischen Gegner und ihr franskiljonischer Anhang im Flamenlande, um die bisherige Universität in Gent, dieses Bollwerk französischer Zivilisation und Werbetätigkeit im germanischen Gebiete, unter allen Umständen zu erhalten und sich ihrer Auslieferung an die Flamen bis aufs äußerste zu widersetzen. Die Heerlager standen sich kampfgerüstet gegenüber, als im Februar und März 1914 unter dem Hochdruck der Volksbewegung der Antrag auf die Umgestaltung der Genter Universität in der Abgeordnetenkammer zur Beratung gestellt wurde. Ein Sturm der Entrüstung brach bei den welschen Belgiern los, als die Vorberatung in den sechs Abteilungen eine Zufallsmehrheit für den Antrag ergab. Sofort setzten in den gesetzgebenden Körperschaften und im Ministerium die Gegenbemühungen ein, um diesen Erfolg wieder zunichte zu machen. Für den Notfall stand die französisch gesinnte Bureaukratie im Hintergrund bereit, um nach gewohnter Art zu erdrücken, was etwa die Gesetzgebung an günstigen Ergebnissen für die Flamen übriglassen sollte.

In dieser bedenklichen Lage der Dinge ward es für viele zu einer erschreckenden Offenbarung, daß der Gegensatz zwischen dem französisch-wallonischen und dem flämisch-niederländischen Element in Belgien weit mehr bedeutet, als einen bloßen binnenländischen Sprachenstreit. Allgemein fühlte man, daß der belgische Zwiespalt den uralten weltgeschichtlichen Widerstreit germanischen und romanischen Wesens in neuer Form darstellt und daß sich in den vorgeschobenen Grenzmarken an der Maas und Schelde die Kräfte beider Welten, wie vor alters, so auch heute noch am härtesten stoßen. Mit dem Belgien von 1830 hatte man die Probe einer teilweisen Vereinigung gemacht; sie ist nicht zum besten geglückt. Weiter denn je war dieser Staat im Zeitpunkte des Kriegsbeginnes davon entfernt, den Rassen- und Sprachenunterschied zu überwinden und zu einer festen Einheit zu werden. Der gesamtbelgische Volks- und Staatsgedanke, den der Historiker Henri Pirenne geschichtlich aufzubauen unternahm und dem seine Jünger und literarischen Ausdeuter unter dem Schlagwort der belgischen Volksseele allgemeine Geltung zu verschaffen suchten, hat nie so viel Leben

gewonnen, um eine ausschlaggebende und beherrschende Macht im gesellschaftlichen und staatlichen Dasein der Belgier zu bilden. Es fehlte vor allem die Möglichkeit, eine die Tiefen der Gemüter und Geister erfassende gemeinsame Jugend- und Volkserziehung großen Stils darauf zu gründen. Die bloßen rechtlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bindeglieder reichten nicht aus, um den Mangel an geistigem und seelischem Zusammenhang zwischen den beiden so ganz und gar verschiedenartigen Volksgruppen zu ersetzen.

Auf dem entscheidenden Gebiete der Bildung und Erziehung standen und stehen sie sich unabänderlich in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber. Auf beiden Seiten wußte man, daß eine wirkliche Gemeinschaft nur möglich war, wenn eine von beiden Gruppen gezwungen werden konnte, ihre Volkspersönlichkeit, also sich selbst aufzugeben.

Folgerichtig hat denn auch die herrschende französisch-belgische Oberschicht seit den Tagen der Rogier und Gendebien dem flämischen Volksteile dieses Schicksal zu bereiten versucht. Unaufhörlich arbeitete sie mit Hilfe der in ihren Dienst gezwungenen zentralistischen Staatsmaschine auf dieses Ziel hin. Bis jetzt konnte sie es nicht erreichen. Allein unermeßlicher Schaden ist daraus für Flandern bereits entstanden. Ein tiefer Verfall, eine Unsumme von geistiger Verkümmerung und sittlicher Verwahrlosung, von wirtschaftlicher Not und sozialer Knechtung kam über sein von Natur reich begabtes kleines Volk, dessen wirtschaftliche und kulturelle Blüte vorzeiten den Ruhm Europas ausmachte.

Es ward hohe Zeit, daß ihm die Rettung kam. Die flämische Bewegung wollte sie ihm bringen. Sie erstrebt seine vollkommene innere und äußere Wiederaufrichtung. Darum konnte ihr die Sorge für die sprachlichen und literarischen Dinge nicht genügen; sie mußte auch die Gegenstände der Staatspolitik und der sozialwirtschaftlichen Entwicklung in den Bereich ihrer Tätigkeit ziehen. Mögen vorerst auch große Teile der lange vernachlässigten und daher kulturfernen, ja vielfach verrohten flämischen Bevölkerung nur als willenlos nachfolgende Masse in Betracht kommen, die Führenden wissen, wohin sie wollen. Ihnen gilt es, alle gebundenen oder schlummernden Kräfte des niederländischen Stammes in Belgien freizumachen und sie zu neuem Wirken auf allen Lebensgebieten zu entwickeln und zusammenzufassen. Sie wollen insbesondere die großenteils dem Franzosentum verfallenen Oberschichten in Flandern dem heimischen Volkstum zurückgewinnen und den Talenten und Begabungen der unteren Stände den sozialen Aufstieg ermöglichen, ohne sie fernerhin zur Beute des Franzosentums werden zu lassen. Kurzum, aus einer durch die zersetzenden Wirkungen des künstlich aufgezwungenen Fremdwesens „verbasterten“ und auflösenden Masse soll wieder ein lebenskräftiger Volkskörper mit neuen Zukunftsmöglichkeiten werden. Er kann seinen Halt nur in der eigenen niederländischen Art finden. Ihm taugt daher kein anderes Erziehungs- und Bildungsmittel als die heimische Muttersprache und die in ihr beschlossenen altüberkommenen hohen Gesittungswerte. Daher schwört die Bewegung auf den Grundsatz: „In Vlaanderen Vlaamsch!“ Flämisch sollen Erziehung und Bildung werden von der Volksschule bis zur Universität, flämisch die öffentliche Verwaltung, flämisch Recht und Gericht. Flämisch aber auch die Menschen in Umgang und Haus, in ihren Herzen und Hirnen. Aufrechten Kampf gegen die Walen, die

ihr angestammtes französisches Wesen auch in Flandern durchzusetzen streben, Verachtung aber dem Franskiljon, dem abtrünnigen Flamen, der sein eigen Blut verrät, um dem Franzosentum dienstbar zu sein!

Führende Männer der Wissenschaft wie August Vermeylen und Lodowijk de Raet, der Berichterstatter der flämischen Hochschulkommission, bauen diese Leitgedanken zu einem wohlbegründeten politischen und ökonomischen System aus und schaffen so dauernde Grundlagen für eine zielklare flämische Politik. Die Hochschulbewegung macht diese Richtlinien zum Gemeingut des flämischen Volkes. Es fängt an, sich auch auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete eigene Vertretungskörper zu formen.

Im gegnerischen Lager erregt diese beginnende Sammlung der Kräfte wachsende Besorgnis. Man fürchtet das Erwachen des flämischen Löwen, obwohl seine Regungen noch schwach sind. Man traut ihm wohl gar zu, daß er, zur vollen Selbstbesinnung gekommen, eines Tages die belgische Zukunft für sich fordern und, statt sich unter die französische Zuchtrute zu ducken, in die wallonischen Gehege einbrechen könnte. Die parlamentarischen Fortschritte der Flamen, auch wenn sie noch nicht allzuviel bedeuten, eröffnen bedenkliche Aussichten. Wie wenn es diesem zähen Volke gelingen sollte, in einer näheren oder ferneren Zukunft eine entschlossene Mehrheit in der Volksvertretung zu erringen und die Hebel der belgischen Regierungsmaschine in die Gewalt zu bekommen? Und wie sollte man auf die Dauer das Wachstum des kinderreichen Flamenvolks wettmachen, das durch seine starke Einwanderung in die französisch-wallonischen Gebiete der dortigen eingesessenen Industriearbeiterschaft ohnehin schon allerlei Beschwerden bereitet? Dieser fruchtbare und saftreiche niederländische Stamm trieb immer neue Reiser, soviel man auch davon abschneiden und dem französischen Baum aufpfropfen mochte.

Es galt hier also, in den Anfängen zu widerstehen. So setzte denn eine jüngere wallonische Richtung, die in engem Verband mit dem Jung-Frankreich Delcassés und Poincarés den französischen Gedanken in scharfer nationalistischer Ausprägung in Belgien verbreitete, der beginnenden Erstarkung des Flamentums die Forderung einer grundstürzenden Verfassungsänderung entgegen. Wallonien ist ein Land der stolzen und überlegenen französischen Sprache und Gesittung, so hieß es. Nimmermehr kann es die Schande einer amtlichen Doppelsprachigkeit auf sich nehmen oder sich gar einer zukünftigen Beherrschung durch eine „minderwertige germanische Rasse“ unterwerfen. Also los von Flandern! Trennung Belgiens nach der Sprachgrenze in zwei selbständige Verwaltungsgebiete!

Der zuerst vom Lütticher Senator und Staatsminister Dupont 1910 im offenen Senat erhobene Ruf „vive la séparation“ wird rasch zum politischen Programm der wallonischen Bünde. Besonders seitdem der angesehene sozialistische Abgeordnete Jules Destrée in einem offenen Brief an König Albert die Verwaltungstrennung vertreten hat, erfüllt die Losung für und gegen sie fortgesetzt das politische Kampffeld. Die Zahl der Anhänger wächst zusehends, und die leitenden Männer bringen es zuwege, daß sogar staatliche Körperschaften wie die Provinzialräte von Lüttich und Hennegau Mehrheitsbeschlüsse im Sinne der Trennung fassen.

Die Flamen antworten durch den Mund ihrer Führer gelassen: Wir verlangen die Scheidung nicht, aber wir fürchten sie auch nicht. Sie wissen jedoch, daß ihr Grundsatz „In Vlaanderen Vlaamsch“, bis in seine letzten Folgen durchgeführt, einem Ziele zustrebt, das der Scheidung ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Die Stimmung für diese greift auch in den flämischen Reihen allmählich um sich. Der „Vlaamsche Volksraad“ muß bei seiner Brüsseler Tagung im Frühjahr 1914, obwohl die parlamentarischen Führer bremsen, dem Drängen zahlreicher Vertreter nachgeben und einen Ausschuß zum Studium der Trennungsfrage einsetzen. Damit nicht zufrieden, bildet eine Minderheit eine jungflämische Gruppe in Gent, macht die „Bestuurlijke Scheiding“ — die Verwaltungstrennung — zum Mittelpunkte eines eigenen politischen Programms und beginnt in Wort und Schrift für eine besondere Volkspartei zu werben.

Die alten parlamentarischen Parteien versuchen vergeblich solche Strömungen und Gegensätze niederzuhalten. Sie machen notgedrungen die nationalistische Spaltung, trotz des Widerstrebens der Leitenden, in sich mit. In der Sozialdemokratie prägen sich die Gegensätze merkwürdigerweise besonders stark aus, da die Arbeiterschaft der südlichen Industriebezirke in hellen Scharen der Führung Destrées und seiner Freunde folgt.

Für die Regierung aber wird die Lage mit jedem Tage verwickelter. Schon gerät der Ministerpräsident, Herr de Broqueville, arg ins Gedränge, da er sich in der Not der Wahlkämpfe mit zweideutigen Versprechungen nach beiden Seiten behilft. Diese früher so gangbare Regierungsmethode fängt an, unter den werdenden neuen Verhältnissen zu versagen; denn beide Teile fordern volle Klarheit und halten es mit dem Grundsatz: Wer nicht für mich ist, ist wider mich.

Der Krieg enthebt das Ministerium schließlich der Notwendigkeit, neue Wege zur Lösung der schwierigsten Aufgabe zu suchen, die je einer belgischen Regierung gestellt war.

Überblickt man diese hier in flüchtigen Umrissen gezeichnete Entwicklung, so ergibt sich, daß die flämische Bewegung, nun auch politisch mündig geworden, im Begriffe stand, die Trägerin eines voll ausgeprägten niederländischen Volksgedankens in Belgien zu werden. Sie hatte die große Marschstraße gefunden, auf der sich der ganze flämische Heerbann sammeln und geordnet in Bewegung setzen konnte, um im kommenden Hauptkampf den mächtigen Gegner aus seiner Vorherrschaft zu werfen.

Wahrlich keine leichte Aufgabe! Denn die Flamen standen für sich, während das belgische Franzosentum einen gewaltigen Rückhalt an der großen südlichen Schwesternation besaß, die begierig jede Gelegenheit zur Hilfeleistung wahrnahm, ja immer wieder aus eigenem Antrieb in den Streit eingriff. Wenn die Flamen sogar zu ihren holländischen Sprach- und Stammesgenossen im wesentlichen nur lose kulturelle und geistige Beziehungen unterhielten, so war dagegen die Verbindung ihrer Gegner mit Frankreich auf allen Lebensgebieten eine überaus innige, nicht zuletzt auf dem der Politik.

Ängstlich hielten die Führer der Flamen alles von sich fern, was irgendwie nach Alldeutschtum aussehen konnte. Wie sehr sie aber auch ihre niederländische Sonderart im Gegensatze zum Deutschtum im engeren Sinne betonen mochten, wieviel Beweise ihrer

Hochschätzung der belgischen Unabhängigkeit sie auch gaben, das alles schützte sie nicht vor dem Vorwurf des „Pangermanismus", den man als wirksames Kampfmittel immer wieder gegen sie gebrauchte. Mit dieser Hetze löschte man dem flämischen Volke, von einer kleinen Anzahl Geschichtskundiger abgesehen, sogar die Erinnerung daran aus, daß auf dem Schlachtfelde von Sedan nicht nur die staatliche Unabhängigkeit, sondern auch der germanische Volksbestand Belgiens vor den kecken Zugriffen Frankreichs gerettet worden ist.

Und die Deutschen selber? Die waren vielzusehr befaßt mit dem weltwirtschaftlichen Ausbau ihres Reiches, der sie in alle Fernen führte, als daß sie von dem Dasein einer belgischen und einer flämischen Frage in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft recht viel Notiz genommen hätten. Außerdem war es ja unumstößlicher Grundsatz deutscher Staatskunst, jede sogenannte „Einmischung in innere Angelegenheiten eines fremden Landes" mit schöner, von der Welt aber leider nie anerkannter Korrektheit zu vermeiden.

Den Franzosen und ihrem belgischen Anhange, später auch den Engländern, genügte jedoch schon das rein wirtschaftliche Vordringen des deutschen Handels in Belgien, um die ganze Welt planmäßig mit lautem Zetergeschrei über diese „deutsche Gefahr" und über die Bedrohung Antwerpens durch die „deutsche Invasion" zu erfüllen.

Frankreich verfuhr nach dem Rezept: Haltet den Dieb! und suchte die belgische und flandrische Beute, die es in den Zeiten Talleyrands und Napoleons III. trotz aller Anstrengungen mit Waffengewalt und zudringlichen diplomatischen Ränken nicht hatte packen können, mittels „friedlicher Durchdringung" und durch die „Annexion der Geister" zu erlangen. Auch die dritte Republik hat nie den altüberkommenen Anspruch der französischen Politik aufgegeben, das neutrale Belgien als einen Übergang anzusehen, dem die Rückkehr zum „gallischen Mutterlande" früher oder später folgen würde.

Die eifrige und großartig gemachte französische Propaganda gebärdete sich in dieser „Ostmark", als ob überhaupt keine politische Grenze zwischen diesem Lande und Frankreich bestünde, als ob es nie eine belgische Neutralität gegeben hätte. Und die deutschfeindliche nationalistische Strömung, die mit der Einkreisungspolitik Eduards VII. und Delcassés, besonders aber seit Agadir, in der Republik mächtig anschwoll, wälzte immer stärker werdende Wogen auch nach Belgien herein und riß hier so ziemlich alles mit sich, was französisch redet. Die radikal-wallonische Bewegung floß mit ihr förmlich in eins zusammen. Durch die „Amitiés Françaises" eroberte das angriffslustige Jungfrankreich die Jugend Welschbelgiens und Großbrüssels für die Gedankengänge des neufranzösischen Imperialismus. Seine internationale Heerschau beim Kongreß der Amitiés zu Mons und beim Gedenkfest der Schlacht von Jemappes im September 1911 artete im Beisein französischer und belgischer Amtspersonen und Würdenträger zu einer richtigen Kriegstagung gegen die Flamen und gegen Deutschland aus.

So ward Belgien zum erfolgreichsten Arbeitsfeld der französischen Werbeverbände, die teilweise von Brüssel und Lüttich aus geleitet werden. Es fiel den besonnenen Kreisen im Lande immer schwerer, gegen die steigende Flut aufzukommen. In dem Maße, in dem die

Brüsseler Regierung selber äußerpolitisch in den Bann der Entente geriet, sank ihre Widerstandskraft gegenüber der unablässigen französischen Einmischung in die Selbständigkeit des belgischen Staatswesens bis zu schmählicher Schwäche herab. Ohne ernsthaften Widerstand ließ sie die fortgesetzte neutralitätswidrige Beteiligung der Pariser Regierungsmänner und ihrer amtlichen Vertreter in Belgien am Kampfe gegen die Flamen gewähren. Sie konnte sich nicht einmal zu wirksamer Gegenwehr aufraffen, als Ende 1912 Minister und Abgeordnete in der Pariser Kammer die französische Ausbreitung in Flandern und die flämische Hochschulfrage wie eine Angelegenheit der Republik behandelten und daraus politische Folgerungen zogen. Hierzu paßt ganz, daß ein an sich unbedeutender Zwischenfall im Brüsseler Parlament eine leidenschaftliche und würdelose Kundgebung des Ministeriums und der Abgeordneten, also eine Art Vasallenhuldigung der verantwortlichen belgischen Staatsgewalten, für Frankreich herbeiführte.

Wie eine reife Frucht fiel das Land so der Entente in den Schoß. So sehr sich auch die flämische Bewegung in ehrlicher Sorge um seine Unabhängigkeit dem französischen Druck entgegenstemmte, sie konnte dem Lauf der Dinge nicht Einhalt tun. Dieser war eben enge in das übrige Weltgeschehen verflochten. Frankreich hat diesen Zusammenhang von jeher begriffen und die Gunst der Zeiten und Umstände zu nützen gewußt. Im Zeichen des belgischen „Sprachenstreites" wurde die französische Werbekraft Meisterin über das Land an Maas und Schelde. Wieder einmal, wie schon mehrmals in der Vergangenheit, warauf eine kurze Zeit glänzender germanischer Waffensiege, wie sie der Krieg von 1870/71 mit sich brachte, eine lange Zeitspanne „romanischer Kultursiege" gefolgt, die Belgien dem französischen Einfluß unterwarfen. Hierdurch ist die Haltung des Landes im jahrelangen Widerstreit der beiden großen europäischen Mächtegruppen entscheidend mitbestimmt worden. Als dann der waffenstarrende Friede in den ungeheuersten Kampf umschlug, den die Welt je gesehen, erfüllte sich die zuversichtliche Erwartung Talleyrands, des vielgewandten, der ein Pariser Blatt schon 1834 durch folgende Weissagung Ausdruck verlieh: „Der Tag wird kommen, an dem im Falle eines europäischen Krieges die Neutralität Belgiens vor dem Wunsche des belgischen Volkes dahinscheidet .... das Land wird sich naturgemäß auf die Seite Frankreichs schlagen."

FLÄMISCHE LYRIK

VON RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

I

Prudens van Duyse

Der Krieg, der ja leider mehr auf dem Gewissen trägt als die jeweilige Erschwerung literarischer Nachschlagearbeit, verhindert mich in diesem Augenblick, mich zu vergewissern, ob es wirklich Goethe war, der gesagt hat, die Niederländer wären im Recht, wenn sie lateinische Gedichte machten; ihre eigene Sprache schicke sich nicht den höheren Bedürf-

nissen der Dichtkunst. Auf alle Fälle scheint es, als ob die Nation sich diesen ebenso bösen wie ungerechtfertigten Ausspruch zu eigen gemacht habe. Wie sollte es anders erklärlich sein, daß ein Volk, das in der Lust am Fremden und in der Sucht nach Fremdem, die seine — nicht nur literarische — Erbtugend und Erbsünde sind, dem „beflügelten Wort" aller Himmelszonen die Tore weit und die Bahnen breit gemacht hat, gerade den benachbarten und ihm durch geschichtliche Erinnerungen verbundenen Niederlanden bisher diese Gastfreundschaft vorenthielt?

Gewiß, „der kleine Johannes", „die Hoffnung auf Segen" und die Weisheiten und Aberweisheiten, die unter der sentimentalen Devise „Multatuli" in die Welt gegangen sind, haben auch bei uns ihr Publikum; aber niemand kann behaupten, daß gerade sie die Verkörperung des spezifisch niederländischen Schrifttums seien.

Wer kennt dagegen bei uns die niederländischen Klassiker, wer kennt Vondel, Hooft, Luykens, Poot, wer könnte ein Urteil über den Wert oder Unwert von Bilderdijk und Da Costa abgeben? Wer weiß vor allem etwas von der uns zeitlich so nahestehenden Bewegung der „Achtziger", die, von Keats und Shelley ausgehend, von Männern wie dem frühverstorbenen Jacques Perk, Kloos und Verwey getragen wird und noch heute der Ausgangspunkt einer zahlreichen und fruchtbaren Dichterschule ist? Wer weiß etwas davon, daß in dem Lande der Windmühlen und der Kleinmeister außer der Malerei, für die es nun einmal das Privileg hat, ein literarisches Leben blüht, so vielfältig und reich, so von der lebendigen Anteilnahme der gesamten höheren Volksschichten getragen, wie wir es in Deutschland nur noch aus verflossenen Geisteszeiten kennen? Einzelne Versuche zur Vermittlung solcher Kenntnis sind wohl gemacht worden, zum Teil sogar von allerberufenster Seite; über verschwindend kleine Kreise hinaus sind sie nie gedrungen.

Woher kommt das? Es kann nicht daran liegen, daß die holländische Literatur etwa zu esoterisch oder zu provinzial wäre; im Gegenteil, durch ihre höchsten Hervorbringungen geht Welt-Atem; und ihre bescheideneren Schreibstuben liefern durchweg die gebräuchliche Mittelware, an der sich Geist und Gemüt des auf „Höheres" erpichten Biedermannes zu erlaben pflegen. Auch eine „Repressalie" kann nicht in Frage kommen; denn die lesefreudigen Holländer sammeln feurige Kohlen auf unser Haupt, indem sie in unzählbaren Revuen selbst das schlechteste Stück Hermann Sudermanns eingehend besprechen.

Vielleicht tut man gut, wenn man die Gründe nicht gar zu tief sucht. Wir haben uns auch im August 1914 händeringend gefragt, warum wir eigentlich so verhaßt seien, und waren schon drauf und dran, aus der Frage ein transzendentales Problem zu machen, während es doch schließlich immer wieder darauf hinauslief, daß einem Gerücht zufolge bei uns der Lodenrock und der Gummikragen in allen ihren Auswirkungen noch immer eine sozial unliebsame Rolle spielen. So mag denn unsre befremdete und befremdliche Haltung gegenüber der „schönen" Literatur unsrer nordwestlichen Nachbarn zum guten Teil auch auf Gründen beruhen, die man aus bequemer Gewohnheit „äußerliche" zu nennen pflegt. Eine Menge Ausdrücke, die im niederdeutschen Volksdialekt und auch — zum Teil mit leicht ironischer Färbung — in der gemütlicheren Haus- und Umgangs-

sprache der Gebildeten sich erhalten haben, aber entweder aus der hochdeutschen Schriftsprache herausgedrängt oder nie in sie hineingelangt sind, haben im Hoch-Niederländischen volles Bürgerrecht. Es sei hier nur auf Worte wie „belemmeren", „deftig", „geklater", „bibberen" hingewiesen. „Bibbern" gilt dem Holländer sogar für vornehmer als „beben"; und wer weiß, welch starke Sicherungen der sprachbildnerische Instinkt eines Volkes in der durchschnittlichen Voreingenommenheit des Hörenden oder des Redenden gegen alles ihm veraltet und unpassend Erscheinende besitzt, der wird auch begreifen, daß dem Deutschen ein Sichabfinden mit dem ihm Anstößigen einer nahverwandten Sprache schwieriger fallen mochte, als selbst die Eroberung eines völlig fremden Sprachgebietes.

Es ist ferner nicht zu leugnen, daß der Formenschatz der niederländischen Sprache allerhand Reminiszenzen aus der späteren Zeit des Humanismus bewahrt, mit denen bei uns die Klassiker aufgeräumt haben, und daß vor allem die klassische Periode der Holländer, die mit Vondel den Aufgang ihres politischen Sterns begleitete, nicht frei von Wendungen und Anschauungen ist, die etwa mit denen unsrer schlesischen Dichterschulen zusammenfallen, ohne daß damit dem hohen Talent Vondels zu nahe getreten werden soll. Hinzu kommt, daß die Niederlande noch heute am Alexandriner als an ihrem „versus herous" festhalten; und daß mit ihm in einen Teil ihrer Literatur jene Verquickung des rhetorischen und des dichterisch kontemplativen Elements eingedrungen ist, auf die unser Sprachgefühl den Franzosen das ausschließliche Anrecht zuweisen möchte. Eine Erklärung mag dies alles geben, eine Entschuldigung nicht. Denn unentschuldbar bleibt es, daß wir die holländischen Museen und Seebäder jahraus jahrein in Horden überfallen und für die topographischen Besonderheiten des Landes geschwärmt haben, ohne einen Gedanken auf geistige Güter zu wenden, die uns greifbar vor Handen lagen und deren Besitz uns nicht minder bereichert haben würde, als die zärtlich gepflegte Bekanntschaft mit der Literatur des hohen Nordens.

Hapert es nun schon derartig mit dem Holländischen, so sieht es mit dem Flämischen noch viel schlimmer aus. Gewiß, der Germanist wird Heinrich von Veldeke, Maerlant und Meister Wilhelm kennen, der für die Mystiker schwärmende Jüngling mag die Namen „Ruysbroeck" und „Schwester Hadewijgh" mit durch Sachkenntnis kaum getrübter Begeisterung aussprechen. Aber über das Mittelalter hinaus geht die Kenntnis nicht. Hoffmann von Fallerslebens flämische Seitensprünge und gar die Bemühungen der braven Ida von Düringsfeld sind verschollen; und für den Durchschnittsdeutschen stellte sich bis zum Kriege der Begriff „flandrisch" als ein vages Konglomerat von alten Spitzen, Bauernhochzeiten, Städtefreiheit und korpulenten Rubensnymphen dar.

Jetzt freilich sieht man, wie sich „tausend fleißige Hände regen", um auch hier die Wissenslücke zu stopfen, und bedauert nur, daß man einigen dieser Hände neben dem Lob ihres Fleißes auch das minder ehrenvolle Prädikat der Eilfertigkeit zuerteilen muß.

Der Schreiber dieser Zeilen ist allerdings in der gleichen Verdammnis. Möge es ihm zugute gerechnet werden, daß er sich wenigstens nicht vermißt, auf ein paar Blattseiten eine „Übersicht über das Beste der flämischen Literatur" zu geben. Er wird seine Ausführungen

so eng begrenzen als möglich, im Bewußtsein, auch dann nicht mehr tun zu können, als mit einem Fingerzeig auf den großen Reichtum hinzuweisen, der in den flämischen Provinzen des belgischen Staates geblüht hat und noch blüht, ungepflegt und ungeachtet von ihm wie von uns.

* * *

Zeitlich fällt der Beginn der neueren flämischen Literatur mit der kurzen Periode zusammen, die nach dem Wiener Kongreß Nord- und Südniederland noch einmal wieder vereinigte. Es kann hier nicht untersucht werden, inwieweit dieser Anschluß an Holland auch die Vorbedingung für die neue geistige Bewegung war. Jedenfalls ist sie unter der Pflege, die ihr die Regierung Wilhelms I. angedeihen ließ — man denke an die Gründung der Genter Hochschule —, so weit erstarkt, daß sie auch nach dem bösen Jahre 1830 bis auf den heutigen Tag trotz aller Ungunst der Zeiten und aller Mißkennung seitens der eigenen Landsleute Talent auf Talent, Dichtwerk auf Dichtwerk in unabgebrochener Reihenfolge hervorbringen konnte.

Der unablässige Streit der flämischen Dichter um ihr eigenes Recht und um das Recht ihres Volkes hat zunächst eine stattliche Reihe von politischen Liedern hervorgebracht, die zu den glänzendsten Beispielen ihrer Gattung gehören und die, hätte man sie in Holland und bei uns beachtet, die Sache des unglücklichen flämischen Volkes eindrucksvoller geführt haben würden, als die schönsten Parlamentsreden. Dieser Zweig der flämischen Lyrik ist traditionell wie der Jammer Flanderns. Die Reihe seiner Dichter geht von Ledeganck über den hochbegabten Antwerpener Theodor van Rijswijck bis zu René de Clercq; und wenn dieser jetzt vom Havre aus „gemaßregelt“ wurde, so wird damit wiederum nur eine historische Überlieferung fortgesetzt: schlecht behandelt hat man sie alle.

Überlieferung ist auch die flämische Besonderheit der Trink- und Kirmeslieder, deren Lebenslust und sinnlicher Überschwall nicht hinter dem zurückbleiben, was uns der Pinsel von Brueghel und Jordaens hinterlassen hat. Noch eins ist den flämischen Lyrikern — vor allem der älteren Generation — eigen: eine ausgesprochen katholische Frömmigkeit, der eine große Anzahl geistlicher Lieder zu verdanken ist; kein Wunder in einem Lande, in dem vielfach der Klerus noch fast wie im Mittelalter der Bildungsträger „an sich“ ist.

Erstaunlich wird es immer bleiben, daß grade die deutschen Katholiken sich diesen vor ihrer Türe liegenden Schatz nicht mehr zunutze gemacht haben; hier hätten sie reichen Ersatz für den bei uns beklagten Mangel an neuerer wertvoller katholischer Poesie finden können: doppelt wirksam und willkommen, weil die meisten dieser Gedichte nicht an dem Gebrechen konfessioneller Beengung leiden, sondern einfältige und männliche Äußerungen des Vertrauens auf Gott und seine Kirche sind, an denen auch der dem Streit der Bekenntnisse ferner Stehende sich erbauen mag. Die Enge des zur Verfügung stehenden Raumes macht es unmöglich, hier näher auf diese besonderen Seiten der flämischen Lyrik einzugehen oder sie gar durch Beispiele zu erläutern. Vielleicht ermöglicht es der Rahmen dieser Zeitschrift später einmal, das eine oder das andere in einem eigenen Aufsatz nachzuholen. Wollten sich diese Zeilen nun gar zwischen der verwirrenden Fülle der einzelnen Per-

sönlichkeiten verlieren, so würden sie zu Bädekernotizen entarten. Es sei deshalb gestattet, drei Dichter herauszugreifen, die, zeitlich einander ablösend, jedesmal die Höhe einer Entwicklung darstellen. Auch die Beispiele sollen für diesmal aus Gedichten allgemeineren Inhalts genommen werden, da es sich darum handelt, zu beweisen, daß die flämische Literatur nicht als eine „Neben-Erscheinung“ oder gar als „Dialekt-Dichtung“ sich mit einem Plätzchen im Vorhof zu begnügen hat, sondern daß sie mit vollem Recht Einlaß in den Tempelbezirk der hohen Weltliteratur fordert.

Als Prudens van Duyse im Jahre 1859 starb, hatte der Priester-Dichter Guido Gezelle soeben seinen ersten Gedichtband, die „Dicht-Übungen“, herausgegeben; als Gezelle die müden Augen schloß, war Karel van de Woestijne schon in die Laufbahn getreten, die ihn nach dem Urteil vieler an die Spitze der jüngeren niederländischen Dichter bringen sollte.

* * *

Prudens van Duyse (geboren 1804 zu Dendermonde) war eine jener eigentümlichen Begabungen, bei denen das dichterische Element das gesamte leidende und tätige Seelenleben durchdringt. Von überallher strömte ihm der poetische Stoff zu, um ohne Hemmung mühelos wieder auszuströmen. Vergleichen möchten wir ihn nach dieser Seite hin mit Rückert, mit dem er außer der versifikatorischen Exuberanz auch die Beschränkung seiner Dichtergabe auf das rein Lyrische teilt. Was er auf anderen Gebieten der Dichtkunst unternommen hat, ist nicht der Rede wert. Von Rückert unterscheiden ihn allerdings die wesentlich ungünstigeren Umstände, unter denen er seine Laufbahn begann. Wenn man weiß, was allenfalls an Resten flämisch-niederländischen Geisteslebens sich über die Zeit der französischen Revolution hinaus hatte bewahren können, so muß die einsame Tragödie solcher Geistesentwicklung tiefstes Mitgefühl und das Erzielte doppelte Bewunderung einflößen.

Erklärlicherweise findet sich demnach in dem Riesen-Werk van Duyses — allein seine „nachgelassenen Gedichte“ umfassen zehn Bände – nur eine Minderzahl von Meisterstücken. Aber auch, wenn man alle Spreu gesichtet hat, bleibt so viel des unvergänglich Schönen, daß sich mehrere handfeste Dichter in die Erbschaft teilen könnten. Jedenfalls ist die Haltung, die viele seiner heutigen Landsleute ihm gegenüber einnehmen, eine verblüffend ungerechte. Sie stoßen sich an dem Wust der auf den jämmerlichen Überlieferungen der „Rederijker“ beruhenden Gelegenheitsgedichte oder an dem nicht immer säuberlichen Rhetorizismus, der durch einen großen Teil der von ihm selbst und von seinen Zeitgenossen am meisten geschätzten Gedichte poltert und für den ihm Bilderdijk als „unnachstrebbares“ Vorbild galt.

Die rhetorische Ader wird freilich auch sein unter den Flamen berühmtestes Werk, die Elegie „Natalia“, für den deutschen Leser teilweise minder genießbar machen; aber man darf trotzdem nicht verkennen, daß die rednerische Anlage bei van Duyse ebenso wie bei Schiller ein unausschaltbarer Bestandteil des ganzen dichterischen Wesens war. Und wie Schiller, so glückt auch ihm bisweilen gerade mit ihrer Hilfe das Allervollkommenste: die über den Dingen ruhende Betrachtung trifft mit dem aus der Tiefe hereinströmenden Gefühl in einem Punkte zusammen, in dem das Wort, plötzlich von allen Fesseln vernutzter Begriffe befreit, in eine Klarheit ohne Schwere hinaufzuschweben scheint und uns erschüttert

wie das Aufbrechen der Rose oder das Anschießen von Kristallen im Berg, diese höchsten Seelenwunder, deren die stumme Natur fähig ist. Um zu erläutern, was wir meinen, sei hier die Schlußstrophe aus den „Idealen" zitiert:

Und du, die gern mit ihr sich gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam baut, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur an Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Stunden, Jahre streicht!

Strophen von gleicher, gläserner Durchsichtigkeit, in denen wir wie in einem Zauber erleben, wie das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Gefühl wird, finden sich auch bei van Duyse. In einem „Entmutigung" genannten Gedicht, in dem er unter der Form eines Zwiegesprächs zwischen ihm und der Seele seinen Jammer über das eigene Dichterleid und das Leid seines Volkes ausspricht, setzt nach zwei dumpf murrenden Alexandrinerzeilen ein anderer Rhythmus ein, mächtig wie das zweite Thema einer Symphonie. Man höre:

Der Dichter:
Ich hab die grüne Zeit verschlissen
In einsam dumpfer Zelle Schrein,
Von keiner Liebe wollt ich wissen,
Im Hirn des Denkens ewige Pein;
Und fremd unschuldiger Freudengabe
Verschwor mein Eifer Lust und Labe
Und sprach zur Ruh: „Laß mich allein!"

Die Seele:
Gab Süßigkeit von Bergen, Talen
Dir nicht Ersatz für das Gewühl,
Und träumtest nicht von Idealen
Im Eichenschatten frisch und kühl?
Was gilt der Freude kurz Genießen,
Wenn Jünglings Dichter-Tränen fließen
Aus deinem ewigen Born, Gefühl?

An Schiller gemahnt auch in manchen erzählenden Gedichten die knappe, wortkarge Prägung, wiewohl van Duyse nicht die großartige Freskotechnik oder den weltumspannenden Schwung etwa des „Eleusischen Festes" besitzt. Eines der besten Beispiele dieser Art ist die kurze zweigeteilte Ballade „Die Flucht nach Ägypten" mit der schönen ersten Schlußstrophe, in der das Wunder des plötzlich aus dem Samen aufstehenden reifen Kornes sich sozusagen vor unsern Augen vollzieht:

Tot den landman sprak ze: „Vriend,
Zaai en maai!" Ze trokken henen,
En hij zaaide voort. Verdwenen
Was ze nauwlijks uit zijn oog,
Of het rijpe graan stond hoog.

Zu dem Landmann sprach sie: „Freund,
Säh und mäh!" Ein Abschiednicken;
Und er säte fort. Den Blicken
Schwand noch kaum der Wander-Troß,
Da das Korn in Ähren schoß.

Aber auch der farbigsten Dämmerungen und Lichter ist seine Balladen- und Legendendichtung fähig. „Het Gentsch Beggijntje" ist süß wie ein silberner Wehmutstraum, aus dem Nichts hereingeweht und ins Nichts verschwebend; aber auch in anderen, wie „Jesus mit dem Vogel", „Der Klausner Antonius", „Das Kuhwächterchen" und vielen mehr, lebt eine wundervolle Vielfalt und Schmiegsamkeit der Sprache und des Gefühls. Manches klingt wie jugendlicher Goethe, so das kleine „Auf dem Lande":

Liebchen, schau, die Lindenwipfel
Klimmend übers kleine Haus . . .,

das sich dann zu einem Schäferstückchen von zärtlichster Anmut rundet.

Welche Wucht und welche Pracht er in den an sich so schwer ergiebigen Alexandriner zu legen wußte, wie kräftig er hier das Gefühl für sinnliche Plastik des Ausdrucks an den

Tag legt, das sonst die „Modernen“ als ihr besonderes Eigentum in Anspruch nehmen und das später Karel van de Woestijne, den dritten in unserer Reihe, zu seinen höchsten Leistungen befähigen sollte, möge die folgende Strophe des Gedichts „Erinnerung“ zeigen!

Alleen de krekel zong in 't gras, en de avondsterre
Klom op in 't grauwend zwerk, bij stervende avondpracht.
't Kapelleklokje golfde, als bede, toe van verre,
En alles meldde een stillen nacht.

Zu deutsch (leider notgedrungen verschwommener):

Nur noch die Grille sang im Gras. Vom Abendsterne
Klomm ein Geleucht ins Grau der sterbenden Abendpracht;
Gebet, im Glockenlaut anschwimmend aus der Ferne
Verkündete die stille Nacht.

Sein Allereigenstes aber hat er in der Schilderung häuslichen Glücks, stillen, hinter den Mauern geheiligten Verzichts wie in einem Burgfrieden ausruhenden Lebensgenusses gegeben. Wir wollen denn auch das schönste der in diesen Kreis gehörigen Gedichte hier vollständig vorführen. — Mit leichtem und straffem Schwung setzt die erste Strophe ein, nicht nur durch preziösen und zeichnenden Reim an Georgesche Anfangszeilen gemahnend.

Aan Sophia

Nazomer is 't: nog bloeit het groen,
Wat bloemen rondom ons verslensten,
En vriendlijk biedt ons dit seizoen
Den schat, dien we in den zomer wenschten:
Een dag, door zachte zon gestoofd,
Van werk en wandeling doorweven;
Een kleinen bogaard, die, vol leven,
Noch vogellied ontbeert, noch ooft;

De azuren druif, de gouden peer
Tot lust verlokkend allerwegen;
Een schure, door den arbeid weer
Ontsloten voor een nieuwen zegen;
Den middag koel, den avond frisch;
De maan, aan effen kim ontsproten,
En 't dankgebed, aan 't hart ontschoten
Bij de aangeslopen duisternis.

Is niet dit jaargetijde 't beeld
Des levens, rijk aan vreugd en vrede,
Dat, door 't herdenken nog gestreeld,
Den herfst ziet naadren schreê voor schrede; —
Dat blij gezaaid heeft en gezwoegd,
En moedig voortwerkt op den akker,
En, ook na lange jaren wakker,
Zijn rustig erfgebied beploegt?

Gij kent mijn streven, waarde vrouw:
Mijn zomerzonnen zijn verdwenen,
Maar aan den arbeid blijf ik trouw,
En stil geluk bloeit om ons henen.
Mijn dag is kalm, mijn avond schoon,
En, van ons huisgezin omgeven,
Vervloeit ons beiden 't lieve leven
Niet zonder huwlijks-bloemenkroon.

An Sophia

Nachsommer ists, noch grünt die Flur,
Ob auch der Blumenprunk verstaubte;
Und freundlich bietet jetzt Natur,
Was uns der Sommer nicht erlaubte:
Ein Tag, den Sonne sacht besucht,
Den Werk und Wanderung durchweben,
Ein kleiner Baumgart, der, voll Leben,
Nicht Vogellied entbehrt noch Frucht.

Azurene Traube, Birnen-Gold
Lustlächelnd lockt an allen Steigen,
Die breite Scheuer nahm den Sold
Des neuen Erntejahrs zu eigen;
Der Mittag kühl, der Abend lau,
Ein Mondenlicht auf klarer Runde
Und Dankgebet aus Herzensgrunde
Vor angeschlichenem Dämmergrau.

Ist nicht die Jahreszeit ein Bild
Des Lebens, reich an Freud und Frieden,
Das, durch Erinnerung doppelt mild,
Den Herbst sieht nahen Schritt vor Schritten,
Gesät, gereutet hat vergnügt
Und mutig fördert seinen Acker
Und noch nach langen Jahren wacker
Sein ruhig Erbgebiet umpflügt?

Du kennst mein Streben, liebes Weib;
Die Sommersonnen sind verwirket,
Dieweil ich treu am Werke bleib,
Den stiller Kreis des Glücks umzirket.
Mein Tag ist Ruh, mein Abend Glanz;
Und rings vom Hausgesind umgeben,
Verfließt uns zween das liebe Leben
Nicht sonder Ehstands-Blumenkranz.

De kommer kwelt ons leger niet;
En als het licht aan de Oosterkimmen
Ons opwekt, mag, bij 't bogaardlied,
Ons dankgebed eenstemmig klimmen.
Dan kussen wij en zeeg'nen 't kroost,
Dat ons de Algoede wilde geven,
Waar onze jeugd in mag herleven,
Waar onze kindsheid in herbloost.

Hoe schoon blinkt heden uwe feest!
Ja, deze dag is een dier dagen,
Die koestrend blijft voor hart en geest:
Het uur der huisvreugd heeft geslagen.
Herdenk, wat zegen 't heeft gebaard,
Als u des levens winter nadert;
En zie ons allen nog vergaderd
Rondom aartsvaderlijken haard!

Am Lager wacht uns keine Qual;
Und wenn das Licht aus Morgenbreiten
Uns aufweckt, darf den Wipfelschall
Einstimmend unser Dank begleiten.
Dann segnet unser Kuß die Schar,
Die uns der Vater mild gegeben,
Der eigenen Kindheit zweites Leben,
Rotwangig, wie das erste war.

Wie freundlich leuchtet heut dein Fest!
Ja, dieser Tag ist von den Tagen,
Darin das Herz sich wohlsein läßt:
Hausfeierstunde hat geschlagen.
Denk, welcher Segen dir beschert,
Nun sich dein Winter bald beschleunigt,
Und sieh uns alle noch vereinigt
Rund um erzväterlichen Herd!

Ein voller Bogenstrich des Gefühls schwingt durch diese Strophen. Das wohlige sich Einnisten in den bescheidenen Süßigkeiten willig beschränkter Existenz läßt — trotz aller christlichen Einkleidung — den Leser unmittelbar an Horaz denken; horazisch ist auch der, allerdings nur hinter den Zeilen zu lesende, Jammer über das unabwendbare, unaufhaltsame Hinuntergleiten auch solcher zartesten und reinsten Wonnen. Die deutsche Übersetzung vermag sich nur stellenweis dem Original anzunähern, da die sprachliche Ökonomie bei van Duyse ein sehr rasches Vorwärtsschreiten des Verses fordert und die knappe Phrase durchweg ihren Schwerpunkt auf dem Reimausklang hat. Auf bewundernswürdige Weise wird ferner in diesem Gedicht jede Strophe durch ihren Ausklang gerundet und gefestigt, so vor allem die fünfte, in der die geistreichen und unübersetzbaren Reim-Endungen „herleven" und „herbloost" etwas wie eine Verklärung auf die vorhergehenden, nüchterneren Zeilen zurückstrahlen.

Doch ist mit alledem der Reichtum dieses Dichters noch nicht erschöpft. Die Beschäftigung mit altflämischem Volksgesang, wohl auch die Bekanntschaft mit unsern Romantikern haben eine Reihe von Gedichten „in alter Schreibart" hervorgerufen, bei denen schon die Überschriften, wie „Ich weiß ein' Müllerinne klein" oder „Die drei Trommler und des Königs Tochter" uns heimatlich anmuten. Zum grenzenlosen Erstaunen aber wird solche erste, flüchtige Genugtuung, wenn man nähertretend gewahr wird, daß in diesen Liedern der ganze Reichtum der deutschen Romantik von Brentano bis Mörike aufklingt. Wie Hohes hier geleistet ist, empfindet man am deutlichsten, wenn man das fade und flaue Zeug danebenhält, mit dem der wissenschaftlich viel beschlagenere Hoffmann von Fallersleben anläßlich der gleichen Beschäftigung die flämische Literatur in seinen „Looverkens" bereichert hat. Für van Duyse nur ein Beispiel:

Avontliedeken

Het deemstert in den Westen;
Wat is die avent scoon!
Uut Sions heiligher vesten
Genadecket een herpentoon.

Abendlied

Es dämmert in dem Westen,
Wie ist der Abend schön;
Aus Sions heiligen Vesten
Genahet ein Harfenton.

Is 't wel die nachteghale,	Ist es die Nachtigalle,
Of est die stemme der nacht?	Sagt, oder ist es die Nacht,
Wats dat voor een suete tale,	Die so mit süßem Schalle
Die doffrande den Heere bracht.	Dem Herren ihr Opfer bracht?
De menscen die gaen al slapen,	Die Menschen, die gehn all schlafen,
De sterrekens die zijn ontwaect . . .	Die Sterne, die sein erwacht . . .

Zwischen solchen Zeilen blickt für den Deutschen der Name Eichendorff hervor, wie der Namenszug aus dem weißen Felde eines Transparentes. Von einer Nachahmung mit dem ihr anhangenden Falschen und Schwächlichen kann dabei keine Rede sein.

Die Kinderlieder van Duyses sollen hier wenigstens erwähnt werden. Aus seinen geistlichen und den politischen Liedern spricht die Kraft und die Fülle einer reinen und hohen Seele. Seine Epigramme sind oft bündig und schneidend.

Überhaupt aber würde diese Darstellung eine unverzeihliche Lücke aufweisen, wenn sie an der humoristischen Produktion van Duyses vorübergehen wollte. Die Kunst der komischen Darstellung ist sogar eine der stärksten Seiten des Dichters, und so mag man es uns zugute halten, wenn wir zum Schluß dieses ersten Abschnittes doch einmal in die dunstigeren Niederungen herabsteigen, in denen das „breite flämische Lachen“ ertönt, und unsre Besprechungen für diesmal mit einer Burleske schließen, die den kühnsten mit dem Begriff des „Flämischen“ verbundenen Vorstellungen ein gut Stück Weges entgegenkommt. — In mehreren lustigen Balladen wandelt unser Dichter das alte Märchen von den auf Erden zu Gaste weilenden Göttern ab. Diesmal sind es Petrus und der Herr. Petrus — auch hier, wie üblich und ziemlich, der Hereingefallene — spielt die Buffo-Rolle des mehr als löblich auf gutes Essen und weiche Betten erpichten Sancho Pansa. So haben die beiden einmal nach vielem, vergeblichem Anklopfen in einer armen Hütte Rast gefunden. Am andern Morgen wird das Hausmütterchen damit belohnt, daß sie „das erste, womit sie in der Frühe begonnen hat“, den ganzen Tag über fortsetzen soll. Da sie nun, kaum erwacht, sich an das Abmessen einer zum Verkauf bestimmten Leinewand macht, bekommt ihr das von vornherein zweideutige Geschenk ausgezeichnet. Die Kunde spricht sich herum, und jeder wünscht sich die Gäste ins Haus. Sie kehren bei einer reichen Pachterswitwe ein, die die Vögel wohl erkennt und köstlich bewirtet. Dafür soll ihr dann auch andern Morgens auf Petri Bitten der gleiche, von ihr schon im voraus berechnete Lohn zuteil werden. Und nun höre man die Schlußstrophen:

Man sagte Fahrwohl. Doch die Wittib verwundert:
„Solch Glück kommt ins Dörfchen nur eins im Jahrhundert!
Ich deckte ihr Bette mit Leinwaat so fein,
Mag wohl in ganz Flandern nicht schönere sein.

Will messen, bis Schlaflust mich gänzlich bezwang.
Doch halt! Mir kommt eben noch rasch ein Gedank:
Ich schließe die Türe vor Knecht und Gesinden;
Komm . . . gehn wir zur Vorsicht vorab erst nach hinten.“

Sie bückt' sich im grasreichen Baumgarten nieder
Und saß noch gebückt, als der Abendstern wieder
Erschien; und man sagt, 's war die Pfütz an dem Ort,
Die der Ursprung der Schelde ward. — Sagt es nicht fort!

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

